

Rudolf Tugemann

**Wo fänd ich
deinesgleichen...?**

*Erinnerungen
an meine Heimatstadt
Reichenberg*

Impressum

Herausgeber: Manfred Tugemann
Satz und Titelseite: Ekkehard Gabriel, 58093 Hagen
Druck: BasseDruck, 58135 Hagen
Zeichnungen: Helmut Tugemann †
Bezugsquelle: Manfred Tugemann, Baustraße 5 A, 24768 Rendsburg
Fon 04331-122400, eMail tugi@gmx.de

Der Buchtitel ist der Anfang des Jeschkenliedes von Adolf Klinger.
Das Kinderfoto auf der Titelseite wurde 1901 aufgenommen.
Der Junge in der Mitte ist der 10-jährige Rudolf Tugemann.
Die Artikel (einige leicht gekürzt)
stammen aus der Reichenberger Zeitung (Jahrgänge 1950-1975),
dem Jeschken-Iser-Jahrbuch und einigen Manuskripten.
Die nicht in Mundart geschriebenen Erinnerungen
sind weitgehend der neuen deutschen Rechtschreibung angeglichen.
2009

Inhaltsverzeichnis

Rudolf Tugemann	5
Rund um die Kreuzkirche	7
Als ich das erste Mal mit der „Elektrischen“ fuhr	12
Dr Ejchner Plon	16
Jugenderinnerungen an den Keiler	20
Der Rosenthaler Badeteich	23
De Schule brennt!	28
Bei unseren Stree-Engeln	32
Winterfreuden in unserer Stadt	36
Schlittschuhfahren	
Erinnerungen an Reichenberger Schleifplätze	40
Ein Wintersonntag in Friedrichswald	43
Unser lieber alter Volksgarten	47
Der Annenweg	49
Osterspaziergänge	52
De Neunte Symphonie	
Wie Reichenberg 1909 eine „Uraufführung“ erlebte	55
Als die Preußen kamen	60
Als Reichenberg seine Wasserleitung bekam	63
Vun Öllampel und andern Lojchtern	
Beleuchtungsverhältnisse in früheren Zeiten	66
Überschwemmungen im alten Reichenberg	71
Vu Potterweibern, Mölchfrouen und andern Leuten	73
Reichenberger Gotteshäuser	75

Rudolf Tugemann

** 14. Januar 1891 in Reichenberg † 11. Dezember 1977 in Aachen*

Hunderte junger Menschen in Stadt und Land verdanken diesem energischen Schulmann wesensprägende Geistes- und Charakterbildung. Viele erinnern sich nicht nur eines drahtigen, flinken Mannes, sondern auch vieler Beiträge, die er in den Jeschken-Iser-Jahrbüchern und auch in der Reichenberger Zeitung zum Besten gab. Vor allem in seinen Mundartgeschichten zeigte er sich als verständnisvoller Kenner unseres städtischen „Asphalt-Paurisch“. Wie gerne hätten wir noch mehr von ihm annehmen wollen.



Wie kaum ein anderes Bürgergeschlecht lassen sich die „Tugemänner“ fast vier Jahrhunderte zurückverfolgen. Sie stellen nicht nur mit Abraham (1627 – 1659), Hans-Ulrich (1731 – 1741) und Johann Friedrich (1749 – 1752), danach alternierend (1753 – 1762) fünfmal das Stadtoberhaupt, sondern auch zahlreiche Generationen fleißiger Tuchmacher im Tal der Neiße. Dieses Traditionsbewusstsein mag wohl Rudolf Tugemann in Wort und Tat geleitet haben.

Geboren in der „Honigschmiede“ (Friedländerstraße) und dann wohnhaft gegenüber der Kreuzkirche und später in der Ladegasse 28, wurden dem „Klenn Rudl“ die Hänge der Oberstadt (zum „Ejlchen“ und zum Lichtensteig hinunter) zum kindlichen Tummelplatz. Vater Gustav war bei Gebr. Stiepel tätig und Mutter Karoline, geb. Beuer, tagsüber voll beschäftigt. Rudolf wuchs so, wie er selbst liebevoll beschrieb, bei der Großmutter im „Beuerhäusel“ oberhalb des Gasthauses „Stadt Zittau“ heran. Maschinenbauer wollte er werden, aber der Vater entschied: „War ock du Lehrer, da sötzte immer hibsich an Wormn und’s passiert dr ou nischt an Dienste.“

So absolvierte Rudolf nach seinem Eintritt in die (damals) nagelneue „Kaiser-Franz-Josef-Schule“ am Keilsberg 1910 die Lehrerbildungsanstalt. Es folgten zunächst 10 Jahre Lehrtätigkeit in Maffersdorf, Harzdorf, Langenbruck, Oberrosenthal, Ruppertsdorf und Neupaulsdorf. Er lernte den Alltag rings um seine geliebte Heimatstadt kennen, erwarb sich Freunde und Erfahrungen, bevor er dann 18 Jahre lang als Fachlehrer in Oberrosen-

thal hundert Deutsch, Geschichte und Erdkunde beibrachte. 1940 wurde er zum Schulrat für die Stadt und den Kreis Reichenberg ernannt.

Vater hatte ihn wohl falsch eingeschätzt, denn „Rudl“ war vom Fernweh beseelt und stets bereit, auch öffentliche Verantwortung zu übernehmen. Wandern und Reisen waren dieses Lehrers große Lust. Kreuz und quer durch Böhmen, in die Alpen, zur Adria und ans Nordkap zog es ihn, oft auch als kundigen Begleiter von Reisegruppen. 35 Jahre im Lehrer- gesangsverein „Silcher“, viele Jahre Mitglied beim DTV und TV „Jahn“ nahmen ihn voll ein. 1926 finden wir ihn als Rechtsaußen im Reichenberger Stadtrat. 1927 heiratete er Herta, Tochter des Handelsakademie-Professors Oskar Menzl. Der Ehe entsprossen drei Söhne.

Aus ihrer letzten Wohnung in der Ehrlichstraße wurden Tugemanns 1945 zunächst nach Wernigerode verschlagen, später wurde Haaren bei Aachen die zweite Heimat. Nach ein paar Jahren Schuldienst wurde Rudolf Tugemann 1952 pensioniert. Der alten Heimat widmete er sich als Ruheständler – wie konnte es anders sein – der dortigen Sudetendeutschen Landsmannschaft. Fast bis zu seinem Tod war ihm Rüstigkeit beschieden und von unternommenen See- und Luftreisen wusste er noch wunderbar zu berichten.

Eduard Engel, München

Rund um die Kreuzkirche

Es ist lange her, dass wir uns als Kinder um die Reichenberger Kreuzkirche herum tummelten. Das ist eine reichlich lange Zeit, und so manches ist schon in Vergessenheit geraten, anderes wieder steht so lebendig vor einem, als wenn es erst gestern geschehen wäre.

Die Kreuzkirche oder „Neue Kirche“, wie sie von den alten Reichenbergern im Gegensatz zur Erzdekanalkirche genannt wurde, erschien uns Kindern äußerlich als ein ziemlich ungefügiger Kasten. Im Inneren aber war sie hell und freundlich. Durch die großen Fenster drang das Sonnenlicht in breiter Fülle ein und spiegelte sich hundertfältig in den vergoldeten Engeln, in den gewundenen Säulen und Schnörkeln an den Altären.

An den Wochentagen war es meist still in dem großen Kirchenraum und das Haupttor blieb verschlossen. Fand aber eine Trauung statt, dann stand es weit offen. War es gar eine „noble Braut“, dann wurden sogar Teppiche über die Stufen gebreitet. Sobald die Brautkutschen in der Kirchgasse auftauchten, erklangen die Hochzeitsglocken, d. h. sollten bereits erklingen. Oft aber kam erst im letzten Augenblick der Funke-Glöckner gesprungen (er war, glaube ich, nebenbei Buchbinder), raffte schnell ein paar Jungen von uns zusammen, schloss die Tür zum vorderen Turm auf und stürmte mit uns die steile Stiege hinauf. Und dann zerrten wir an den Strängen, was Platz hatte.

So kam dann meist doch ein ordentliches Hochzeitsgeläute zustande, wenn auch oft schon das Brautpaar mit den Trauzeugen und den nächsten Verwandten die Kirchentreppe hinaufschritt. Indessen hatte der alte Rummeler seinen Platz auf der Orgelbank eingenommen und sobald das Brautpaar nach Zurechtzupfen des Schleiers und Vorantritt des Kranzeführers die Kirchenschwelle überschritt, da tönte es bereits wuchtig durch den Raum: „Treulich geführt.“

Bei jeder Trauung fanden sich natürlich auch viele Neugierige ein. Kaum hörte man die Kutschen vom Kleinen Ring her anrollen, da kamen auch schon die Leute aus den umliegenden Häusern gesprungen. Frauen ließen den Kochtopf im Stich, andere vergaßen ihren Einkauf, eilten zur Kirchentür und bildeten Spalier; denn wer sieht nicht gern eine glückliche, junge Braut, besonders wenn es eine Bekannte ist? Das war damals so, wie heute. Daran hat sich nicht viel geändert.

Wir Jungen waren selbstverständlich dabei, wenn wir auch noch so eifrig in den Analen „Ritter und Räuber“ gespielt hatten. Wenn einer schrie: „Jes, eine Braut!“, dann sauste die ganze Gesellschaft, Freund und Feind, in völliger Eintracht auf die Kirchentür zu. Am liebsten natürlich war es, wenn wir mitläuten durften.

Im südlichen Turm hing die „Kleine“ und die „Neue Mittle“. So wurden die Glocken kurz genannt.

Wir Jungen waren mit größter Begeisterung bei der Sache. Wir kannten keine Ermüdung; wenn uns auch bei längerem Läuten verdammt warm wurde und wir bei dem furchtbaren Lärm das eigene Wort nicht verstanden. Schwierig war nur das „Klöppelfangen“, wenn auf ein gegebenes Zeichen das Läuten aufzuhören hatte. Das musste schlagartig geschehen. Da durfte kein „Pemprich“ nachkommen, sonst konnte der Glöckner wild werden. Heute scheint man auf solche Dinge keinen Wert mehr zu legen. Wie unangenehm hört es sich an, wenn noch minutenlang, nachdem die Glocken längst zu klingen aufgehört haben, der schwingende Klöppel immer wieder anschlägt.

Im Klöppelfangen gab es unter den Reichenberger Läutejungen direkte Spezialisten. Die ließen sich am Riemen von der schwingenden Glocke mit in die Höhe reißen und fingen mit der einen freien Hand jedes Mal den Klöppel, damit er nicht mehr anschlug, bis sich der Schwung der Glocke langsam beruhigt hatte.

Im Nebenturm hing die „Große“, die aber seltener geläutet wurde. Um zu ihr hinüberzugelangen, musste man über den „Himmel“ laufen. Das war die große Kuppeldecke. Gern kletterten wir die Wölbung hinauf, um oben durch das Loch, wo die Lüsterstange befestigt war, einen Blick hinunter in das Kirchenschiff zu tun.

Manchmal erschien auch Dr. Morche vor der Kirche und holte sich einen von uns Jungen zum Balkentreten. Es hieß: „Ar wöll ejne Prüfung o dr Orgel machen und dou muss'r sich ej bössel üben.“ Wenn sie dann wieder herunter kamen, war das erste: „Na, was hot'r dr denn heute for's Bolken-traten gegahn?“ „Och, drei Kreuzer, 's wur ja heute ou ok ej korzes Gesetzel.“

Rund ein Jahrzehnt später standen wir dann als Lehramtskandidaten selbst jeden Sonntag auf dem Chor oben um die Orgel herum, denn unsere Messe war stets um 11 Uhr in der Kreuzkirche. Im langen Zug kamen wir aus der Siebenhäuserstraße herangezogen, erst die Übungsschüler und dahinter wir

Kandidaten nach Jahrgängen geordnet und besetzten die Bänke im Kirchenschiff; nur die vierten Jahrgänger stiegen auf den Chor hinauf. So manche vierstimmige deutsche und lateinische Messe haben wir damals dort oben gesungen. Zuerst unter Professor Moisel, dessen wunderbar zarte, feine Zwischenspiele in den höchsten Lagen stets große Bewunderung erregten. Als er dann 1910 an die Musikakademie nach Klosterneuburg ging, wurde Hugo Wagner Dirigent. Als er das erste Mal auf der Orgelbank saß, da blieb uns der Mund offen stehen, denn er jagte die ganze Manualreihe hinauf und hinunter, warf seine Künstlermähne bald nach vorn und wieder in den Nacken, und der arme Balkentreter keuchte und schwitzte in seiner Zelle, weil er fast nicht so viel Luft „machen“ konnte, wie die brausende Orgel verlangte.

Damit bin ich allerdings den Ereignissen vorausgeeilt, denn ich wollte ja Kindheitserinnerungen aus der Umgebung unserer Kreuzkirche berichten. Also hinter der Kirche lag der Kreuzweg. Dort standen die steinernen Stationen, die zu einer kleinen Kapelle, dem „Heiligen Grabe“ führten, zu der es uns Kinder immer wieder hinzog, besonders in den hinteren niedrigen Raum, in dem immer eine Menge Kerzen brannten. Vom Kreuzweg führte auch ein Eingang in die Kirche. Viel interessanter aber war für uns ein Loch in der Kirchenmauer, das wohl in die Gruft unter der Kirche führen mochte. Weiter aber, als mit dem Kopf, wagten wir uns nicht hinein, denn der enge, schlauchartige Gang war stockdunkel und voller Staub.

In der Mitte des Kreuzweges erhob sich die alte Pestsäule, die früher einmal auf dem Neustädter Platz gestanden hat. Um die jagten wir oft herum. Wenn wir es aber zu arg trieben, tauchte manchmal vom Kleinen Ring her ein Schutzmann auf; doch da erscholl auch schon der Warnruf: „Achtung, ej Puuz!“, und schon flohen wir auf den unteren Teil zu. Da aber das Tor hier stets verschlossen war, der obere Ausgang durch den Hüter der Ordnung beherrscht wurde, saßen wir wie in einer Mausefalle. Wenn aber der Gefürchtete zur Attacke gegen uns übergehen wollte, dann brachen wir tollkühn durch die Stäucher, die vor der steil abfallenden Mauer auf der gegenüberliegenden Seite standen, schlangen uns zu einer Telefonstange hinüber, die eine gütige Vorsehung für solche Zwischenfälle gerade hier aufgestellt hatte, und rutschten an ihr in den Lichtensteg hinunter. Bis der Hüter des Gesetzes diesen Fluchtweg entdeckte, waren wir über alle Berge.

Auch die Anlagen vor der Kirche waren der Tummelplatz für unsere kindlichen Spiele und Kämpfe. Von richtig gepflegten Anlagen konnte man

eigentlich nicht sprechen. Es standen damals lediglich eine Gruppe Bäume und einige Bänke zum Ausruhen da. Ursprünglich fand sich hier noch das Haus eines Fotografen, das später abgetragen worden ist. Jahre nachher wurde eine Fischhalle da errichtet, die sich aber auch nicht lange hielt. Der besonders im Sommer üble Fischgeruch behagte weder den alten Leuten, die sich auf den Bänken ein wenig ausruhen wollten, noch den Anwohnern. In unserer Jugendzeit aber waren diese Anlagen noch der Hauptspielplatz für die Kinder aus den umliegenden Häusern und Gassen.

In der unteren Ecke, wohin der Fesselberg (die Feldgasse) hinabführt, stand ein Röhrbrunnen, der aber selten Wasser hatte. Wir Kinder hüpfen oft in dem leeren Becken herum. Daneben saß meist ein altes Weiblein, die „Buchtenfanni“, hinter ihrem Korb mit allerlei Backwaren. Wir haben ihr manches Mohn-, Quark- oder Powidlküchel abgekauft, mit ihr aber auch manchen Schabernack getrieben. Wenn es ihr gar zu bunt wurde, nahm sie ihren Korb auf den Buckel und zog schimpfend ab.

Am Fesselberg wohnte auch Hadermüller. Bei dem verkauften wir altes Zinkblech, leere Flaschen und andere Dinge, die wir drüben auf den Kesselwiesen gefunden hatten. Er war unseren Warenangeboten gegenüber meist sehr misstrauisch. Er roch z. B. in jede Flasche; deshalb hatten wir sie vorher beim Dreithaler-Tischler unten im Beiersbache erst gründlich ausgewaschen. Mit dem Erlös zogen wir, wenn die Buchtenfanni gerade nicht da war, zum Biegel-Bäcker daneben und setzten ihn in Zuckerbrezeln und Küchel um.

Vor dem Biegelhaus, das etwas tiefer sich befand als die Straße, lag ein schmaler Graben, der durch ein eisernes Geländer abgeschirmt war. An dieser Eisenstange übten wir unsere Kniewellen, Armwellen, den Sitzabschwung usw. Damals wurden auf den Kinderspielplätzen noch keine Turngräte und Klettergerüste aufgestellt wie heute. Da mussten eben eiserne Geländer, Holzplanken, Baumäste und Telefonstangen als Turngeräte herhalten. Wenn einer da herunterfiel, landete er auf keinen weichen Matratzen.

Da machte einer von uns einmal an der Stange beim Biegel-Bäcker eine Rolle, ließ aber zu früh los, fiel in den Graben hinab und biss sich dabei die Zunge durch. Er blutete nicht wenig, als wir ihn über die Straße führten, wo seine Eltern einen kleinen Schnittwarenladen hatten. Als uns sein Vater kommen sah, rief er nur: „Nu, wort ok, du Lausejunge, ich war dir helfen, söche Dummheiten zu machen!“, holte seinen Hosenriemen und walkte

seinen Jungen erst einmal tüchtig durch, bevor er ihm etwas Blutstillendes für seine Zunge suchte. Ja, die Reichenberger Kindererziehung war zuweilen etwas spartanisch.

Der Kirche und den Anlagen gegenüber standen in der Wallensteinstraße alte Reichenberger Häuser. Da waren oben die beiden stattlichen Gubehäuser, dann folgte das kleine Haus vom Hillebrand-Klepner, dann der Gotscher-Glaser, das Könighaus, in dem später der Peuker-Drechsler sein Geschäft hatte, dann das Haus, wo der Hartlick-Schneider wohnte und der „Herzog Wallenstein“; ganz unten folgte das Seifengeschäft Siegmund. Wir Kinder kannten fast alle Parteien von unten bis zum Dachgeschoss.

Ein Original war der alte Gerhard-Glaser. Sobald auf dem Turm das Sterbeglöcklein erklang, erschien er als erster in seiner grünen Schürze vor der Kirchentür, um zu lesen, wer gestorben war. Er hatte fast keine Zähne mehr im Mund und sein Unterkiefer bewegte sich beim Sprechen heftig auf und ab. Er war Vorbeter in der Kirche und kannte fast alle Leute im ganzen Sprengel. Er wusste genau, mit wem der oder die verheiratet war, und hatte dann immer eine Schar Neugieriger um sich versammelt, die seinen Ausführungen interessiert lauschten.

Die schönsten Erinnerungen knüpfen sich jedoch an die Tage in der Osterwoche, wenn vom Dreithaler-Tischler in der Fischergasse und vom Meier-Tischler von der Lade die Altäre um die Kirche aufgebaut wurden und am Ostersonntag abends die Saatgänger mit ihren Laternen gezogen kamen.

Noch anheimelnder aber war für uns Kinder das Treiben in der Weihnachtszeit, wenn auf Bäumen und Bänken die Schneepolster lagen; dann wurden vor der Kreuzkirche die Christbäume feilgeboten. Die Verkäufer standen in dicken Pelzen, mit wattierten Fäustlingen und in langen Stiefeln bei ihren Ständen und priesen ihre Weihnachtsbäume an, die meist in hohen Schneehaufen steckten oder an der Kirchenmauer lehnten. Wir Jungen aber passten scharf auf, wo ein Kauf zustande kam, und boten uns sofort an, den Baum heimzutragen; denn da fielen immer ein paar Kreuzer Botengeld ab, die konnte man zum Fest gut gebrauchen. Gegen den Heiligen Abend hin wurden die Stände immer leerer und in den Nachmittagsstunden wurde es dann immer stiller um die Kirche und auf dem Kleinen Ring. Die Menschen hatten ihre letzten Einkäufe gemacht und eilten heimwärts.

Zu unserer Kinderzeit wurde in den meisten Reichenberger Familien erst am ersten Feiertag früh beschert, d. h., das Christkind kam in der Nacht.

Deshalb mussten wir Kinder am Heiligen Abend bald nach dem Abendessen, das in den alten Häusern meist aus Bratwürsten bestand, ins Bett. So selig sind wir an keinem andern Abend des ganzen Jahres eingeschlafen, denn wir wussten, wenn man am anderen Morgen erwacht, dann ist das Christkind mit all seinen Gaben da gewesen.

Wenn dann abends unter allen Zipfeln Ruhe eingetreten war, machten sich die Eltern an die Arbeit, um den Christbaum zu schmücken und die Geschenke darunter zu legen. Sie kamen an diesem Abend meist sehr spät zur Ruhe und nur manchmal fanden sie noch Zeit, zur Christmette zu gehen, aus der sie gar erst in der zweiten Morgenstunde heimkamen, um dann todmüde ins Bett zu sinken. Kaum aber graute der Morgen, dann fuhren schon die ersten Beinchen aus den Federn und trippelten noch völlig im Dunkeln zu dem Tisch hin, auf dem der Christbaum stehen musste, und suchende Hände fühlten vorsichtig nach den darunter liegenden Dingen, ob nicht vielleicht die sehnsüchtig erwartete Eisenbahn oder das so innig gewünschte Puppenzimmer zu entdecken war. Dann ging es hochbeglückt wieder ins warme Bett. Mit dem Schlaf aber war es jetzt endgültig vorbei, denn die Freude und die Erwartung nach unentdeckter Herrlichkeiten war zu groß.

Es war doch eine glückliche, eine selige Kinderzeit, die wir in unserem alten Reichenberg erleben durften.

Als ich das erste Mal mit der „Elektrischen“ fuhr

Im August 1897 sollte die Reichenberger „Elektrische“ zum ersten Mal durch die Straßen unserer Stadt fahren. Nicht nur viele Erwachsene, sondern vor allem wir Kinder sahen diesem Ereignis mit großer Spannung entgegen.

Ich war damals noch ein ganz kleiner Kerl, ein ABC-Schütze des ersten Schuljahres und verstand von technischen Dingen so viel wie nichts. Aus den Gesprächen der älteren Jungen aber hatten wir Kleinen doch so manches aufgeschnappt. Den Wagen sollten also keine Pferde ziehen, aber auch keine Lokomotive, er hätte auch keinen Dampf nötig; das würde alles der elektrische Strom besorgen, den aber niemand sehen könne. Auch hätte der Wagen eine Deichsel; die sei aber auf dem Dach. Uns blieb der Mund offen stehen vor so viel Wunderdingen, begreifen konnten wir sie nicht.

Als dann die Bahn wirklich fuhr, da kamen besonders wir Kinder aus dem Staunen nicht heraus. Ich ging mit meinem Vater die ganze Strecke entlang und wir zählten alle Haltestellen, die durch Tafeln kenntlich gemacht waren. Ich war von dieser Exkursion zunächst hoch befriedigt. Nach und nach entdeckte ich, dass zum vollen Glücksgefühl doch noch etwas fehlte: Musste man nicht erst einmal damit gefahren sein?

Und nun begann ich meinen Vater ums Fahrgeld zu quälen. Doch die alten Reichenberger waren fürs Geldausgeben nicht so rasch zu haben. Zudem standen viele den neumodischen Einrichtungen recht skeptisch gegenüber. Weil ich aber ebenso zäh für diese schwärmte, meinte mein Vater schließlich: „Och, su klejne Jungen, wie du enner böst, die nahmen se schließlich ou ömsunst ejmoul ej Stöckel mit.“ Ob er das selbst wirklich glaubte oder den hartnäckigen Quälgeist nur augenblicklich los sein wollte, sei dahingestellt. Bei mir aber hatte der Gedanke gezündet, er ließ mich nicht mehr los. Doch ganz allein wollte ich es nicht probieren. Ich suchte daher Bundesgenossen.

Am nächsten Tag saß ich schon in der Frühe am Ejlchner Plane am Sandhaufen, zog Rinnen in den Sand, und wartete auf meine Gespielen. Da tauchte als erster Richard aus dem Riedelhause neben uns auf. Der war zwar noch ein Jahr jünger als ich, trotzdem schien er mir brauchbar für mein Vorhaben. Dem erzählte ich nun begeistert von der neuen Elektrischen, die ohne Pferde fährt, die die Deichsel auf dem Dach hätte und auf der kleine Jungen umsonst mitfahren können. Es fiel mir nicht schwer, ihn für ein gemeinsames Unternehmen zu gewinnen. Vorsichtshalber meldete ich mich im Beuerhäusel nicht erst ab, und ihm riet ich, dasselbe bei seiner Mutter auch nicht zu tun. Unser Unternehmen hätte sonst allerhand Einsprüchen begegnen und schließlich gar noch scheitern können.

So zogen wir denn, von solchen Hemmungen unbelastet, barfuß, ohne Mütze und ohne Hut, unternehmungslustig los. Wir liefen zunächst die Breite Gasse entlang – Hand in Hand versteht sich – wechselten hinter dem Hub-Laden auf die andere Seite hinüber. Beim alten Brandweinhaus marschierten wir auf die Schütze-Presse zu, um auf der Seite der Stadtmühle zu bleiben, denn gegenüber der „Liebe“ lag das Kesselhaus der Stadtmühle und dort konnte ich nie vorbeigehen, ohne durch das Fenster einen Blick auf die Dampfmaschine und das große Schwungrad zu werfen.

Als ich das alles meinem Reisegefährten gebührend gezeigt hatte, guckten wir noch einmal hinunter in die Kellerräume, wo es immer so gruselig

rumpelte und rumorte, weil hier, glaube ich, die Tuchwalken oder Pressen standen, und dann waren wir auch schon bei der Völkelt-Presse drüben und um den „Schwarzen Hund“ herum auf dem Tuchplatz.

Nun galt es Ausschau zu halten. Gegenüber stand das alte Deutsche Haus mit seiner breiten Eingangstür und vor derselben, das wusste ich bereits, hielt die Elektrische, die vom Bahnhof kam. Also mussten wir dort hinüber. Es dauerte auch nicht lange, da kam der große, grüne Wagen vom Mühlenteich her um die Ecke und gerade auf uns zu. Ich fasste meinen Begleiter fester an der Hand, denn ich spürte, dass der jetzt im geeigneten Augenblick auf einmal seine Courage zu verlieren schien und, wie mir vorkam, am liebsten auf und davon gelaufen wäre. Ich schob aber diesen Versager nur dem ungewohnten Anblick des heranpolternden Ungetüms zu, zog den Kleinen fest hinter mir her. Als der Wagen hielt, da schob ich mich aufs Trittbrett, zerrte meinen Begleiter einfach mit herauf und da standen wir auch schon auf der hinteren Plattform der Elektrischen.

Nun nahte aber das Verhängnis. Stand da auf einmal so ein großer Mann mit grüner Mütze und einer mächtigen Ledertasche vor dem Bauch vor uns und fragte ganz unvermittelt: „Wohin wollt ihr beiden fahren?“ Ich sagte: „Gar nicht weit; wir wollen nur einmal ein Stückchen mitfahren!“ – „Ja, habt ihr denn Geld?“ Wir schüttelten ziemlich enttäuscht mit den Köpfen. Wir dachten, wozu denn Geld, wenn doch kleine Kinder umsonst mitfahren dürfen! Der Gestrenge schüttelte auch mit dem Kopf: „Ohne Geld kann ich euch keine Karte geben und ohne Karte könnt ihr nicht mitfahren!“ Das war ein Blitz aus heiterem Himmel, das Ende unserer so kühn begonnenen Unternehmung. Wir ließen ganz enttäuscht unsere Köpfe hängen und versuchten wieder herunterzuklettern.

Doch da hatten sich plötzlich eine Menge Leute um uns geschart. Es schienen meist Tuchträger zu sein, die hier vor dem Deutschen Haus ihren Standort hatten, und uns wohl schon eine Weile beobachtet haben mochten. Einer aus ihrer Mitte rief: „Was wollen denn die beiden klenn Krappliche?“ Der Schaffner erklärte: „Die wollten mitfahren und haben kein Geld.“ „Nu, wenn ok watter nischt ös, wier doch gelacht!“, meinten gleich einige, griffen in die Tasche und im Nu hatten wir ein paar Kreuzer in den Händen, konnten wieder einsteigen und der Wagen ruckte los. Die freundlichen Tuchträger winkten uns noch eine Weile nach, dann waren sie hinter der Hausecke verschwunden.

Wir lösten nun die Fahrkarten bis zur nächsten Station, das war bis zum Markt und zahlten dafür jeder zwei Kreuzer. Dann genossen wir unsere erste Straßenbahnfahrt in vollen Zügen. Wir sahen rechts und links die Häuser nur so vorbeifliegen. Die Menschen liefen wie die Schnecken langsam nebenher. Wir aber brausten die Wiener Straße hinauf und überholten alle Fuhrwerke. Der Mann, der vorn im Wagen stand, drehte zuweilen an einer Kurbel und läutete ununterbrochen, damit die Leute rechtzeitig auf die Seite springen konnten. Nun sausten wir schon am „Wurstloche“ vorbei. Dann gab es einen Ruck; der Wagen hielt auf dem Alten Markt.

Wir mussten aussteigen, denn wir hatten unsere zwei Kreuzer abgefahren. Weil wir aber noch Geld besaßen, hätten wir ja noch weiter fahren können. Ich aber überredete meinen Reisegenossen, jetzt lieber bis zur nächsten Station zu Fuß zu gehen und dann von der Schützengasse, dem späteren Gablonzer Platz, bis zur Gewerbeschule zu fahren, um einen solchen Hochgenuss schluckweise zu sich zu nehmen. Außerdem wäre diese Strecke viel länger und da hätte man ja mehr für sein Geld. Das taten wir dann auch. Wir stiegen in der Schützengasse in einen anderen Wagen ein, zahlten wieder unsere zwei Kreuzer und fuhren bis zur Gewerbeschule. Hier war leider unsere Freude zu Ende. – Den Rückmarsch mussten wir zu Fuß antreten.

Daheim setzte es dann leider einige sehr eindringliche Belehrungen begleitet von unmissverständlichen Handbewegungen von wegen des Ausreißen und der überstandenen Angst um unser plötzliches Verschwinden. Hatte man uns doch schon überall am Plane und in den Nachbarhäusern gesucht und vermutet, wir wären vielleicht gar in die Neißة gefallen. Das tat unserer Hochstimmung aber keinerlei Abbruch. Die Begeisterung für die Elektrische blieb ungeschmälert. Unser Entschluss stand felsenfest: Richard und ich, wir wollten beide nunmehr nur noch Straßenbahnschaffner werden.

Wir sind leider beide wortbüchig geworden. Er wurde Ingenieur und ich Schulmeister. Die Reichenberger Straßenbahn hat also auf unsere bewährte Mitarbeit verzichten müssen, und sie hat es auch ohne uns geschafft.

Dr Ejlehner Plon *)

Dos liebe ale Ejlchen word heute mejstns ok su ols Ohängsl zun Vortel ogesahn. Mir Ejlehner Jungn worn sannrzeit andrer Mejnung. Wenn's dou, wos ja ofte ejmoul vierkom, ejne große Kloppe gob, dou stondn mr Ejlehner Jungen ömmer uf Seite dr Keilsberger gegen de Vortler. Vr uns wur aben 's Ejlchen a Gritzl fr sich. 's fing vorne ban Hiemerhause o – heute wier mr sprechen, ban orschten Hause a dr Järggosse – und horte hintn bei Posseltn uf. Mött'n drenne aber log dr Plon, vu dan ich ötze drzählen wöll. Wur a ou ne su gruß wie erne dr Vortler Plon, wur ar doch dr Möttlpunkt for's ganze Ejlchen. Dos kom schun douhar, weil ja de Jägergosse ejne Saakgosse ös. Seltn rumpelte dou amoul a Fuhrwerk ahinder, de Leute kanntn sich gegenseitich wie a enner grußn Verwandtschaft und mir Kindr worn fost a jeder Stube wie drhejme. Kom's doch omoul vier, doß sich a Fremder bös on Plon verorrte und sich dou unsöcher ömsag, dou worn mir Kindr glei öm'n röm und eh a nou ej Wiertl zu froun brauchte, dou hort a's schun vu ollen Seitn: „Dou kenn se ne wattr, dou müssen se wieder ömdrehn! Hichstens wenn se om Keiler wolln, dou kenn se ba dr Borke de Stiegn nufkraxeln oder müssen se ba Simlan nufgiehn oder's Sejlerbergl.“

Su blieb mir Ejlehner Kindr hübsch undr uns, kannten olle Ecken und Winkel und su schiene ließ sich wull sunst norgens a dr Stoodt Versteckens spielen wie ba uns om Plone. De Moule hotten mr mejstens ba Waaznauern an Zaume o oder vorn Riedlhause, wie mr grode Lost hotten oder wies uns besser poßte. Dar de suchen mußte, hätte gur ne orscht bös hundert zählen brauchen – ar zählte ja su ok de Zahner – mr worn glei an Ofange verschwunden wies Worscht'l vun Kraute. Nu konnt ar suchen. Wu sollt ar ober ofangen? 's wur kej Zöppl zu sahn. Ar wur kaum a pur Schriete vu dr Moule weg, dou hoppte schun dr Orschte vu dr Kastanie rundr mötten a de Moule nei. Lief ar ober watter weg, dou schworrten se öm de Ecken und huschten aus'n Gängn und worn flink wie dr Wind a dr Moule drönne. Wu stackten ober die andern, die de nou fahlten? Ja, wenn ok dos Bejerhoisl ne zwej Haustüren gehot hätte; machte mr ober vorne nei, kom'se hinten raus, machte mor's ierschlich, hotte mr ou nischt drvou. Bei Riedeln wieder stackten se mejstens an Färberhoisel, bei Waaznauern a dr Holzkommer, bei Bejern hinder dr Hormtunne und drbei machten die, die de schun a dr

*) Dieser Artikel erschien am 30. August 1936 in der Reichenberger Zeitung

Moule worn, en setten Sums und a settes Geschreie und Gepfeife of die, die nou orgendwu stackten, doß dar orme Junge, dar suchen mußte, ganz vorworrt wur.

Spielten mr ober ejmoul Ritters und Reibers, dou wur dos Laben nou grisser. Zuorscht sotzten mr uns bunte Schötzenhütte aus Popier uf, drnou suchten mr Bandl und Stöckl zun Fesseln dr Gefangenen. De mejsten hotten ejne Schwuppe a dr Hand, je länger, desto besser, monche fuchtelten mit obgebrochnen Zaumlotten a dr Loft röm und machten su forchterliche Ougen drzu, doß's orndlich gefährlich aussag. Wieder andre brochten aus Holz geschnitzte Schwerter und Dolche azu oder hotten sich gur hölzerne Schilde ömgehängt. Fernand rosselte mit enner eisernen Keete, mit dar ar'n Räuberhauptmon fesseln wollte, wenn ar'n drweschen söllte und ar schnett drbei a su grömmches Gesechte, doß's enn öm dan ormen Räuberhauptmon orndlich lejd tun konnte, wenn ar zuletzt doch a de Hände dr Gerechtigkejt follen söllte. – Und dann broch de Horde luß; 's ging's ganze Ejlichen ahinder und wieder avier wie de wölde Jot. Worn de Räuber zersprengt, zugen se sich a de Hoiser zorröcke und vrschanzten sich hindern Türen und Eingängen und die mußten ötze vu dan Rittern gestornt waren. Nur wur dat Spektakl ömmr grisser. Drzweschen kloppertn die hölzernen Schwerter ufeinander, schworrtten Speere dorch de Loft und knollten Gabselpistoulen; drbei worn Blumentöppel zertraten, Gißkonnen vrbougen, Schierkiefen krachten rundr und drzu gobs a Geschrei und Geheule, ols wenn de Hunnen of de Torken lußgelossen worn wieren. Endlich wur dar Sums dan Hausleuten ober doch zu org. Onkel Jusef ließ'n Workstuhl stiehn und dunnerte as Fanster, die ale Riedln schrie an Gang rundr, ob mr denn vorröckt gewuren wärn. Mr söllten ja machen, doß mr fortkämm und dr Waaznauerpauer, dar schun lange hindern Fanster uf uns rundr geschielt hotte, dar rieß ötze 'n klenn Fliegel uf und nu koms knöppeldecke uf uns rundr. Lausejungen wärn mr, vrmoledeite, nischtnötsche, die de ganze Nopperschoft a Ufruhr brächten. Mr söllten ja sahn, doß mr uns drvoune machten, ib ar rundr käm!

Mit dan wur worklich ne zu spaßen, dos woßtn mr ganz genau. Drum wur a pur Ougenblicke später dr Plon wie gekiehart, dr Spektakel wie weggeblousen. Ritter und Reiber befonden sich of gemeinsommer Flucht. Hols über Koup gerschten mr noch ollen Rechtungen auseinandr, zun Kloushoisl nuf, öms ale Schißhaus röm, zu Posselten ahindr. Drt stackt'n mr hindr enner Mauer, dou kauerten mr hindr Kisten und schielten hindern

Zaume avier noch'n Plone of dos, wos nu kumm'n söllte; meistens kom wetter nischt. Ober mr konnte'n Landfrieden nou ne rajcht trauen. Endlich wougte's enner. Ar schlenderte ganz gemütlich, ols wenn gur nischt gewast wier, nömm om Plon und machte a siehr tummes Gesechte drzu, ols wenn'r ne bös of dreie hätte zählen könn'n. Wenn's ruich blieb, kom bale ej Zwejter, bale ej Dritter zum Vierscheine und 's dauerte ne lange, worn mr wieder de ganze Haard om Plone beisomme und stackten de Köppe zsomm und überlegten, wos mr nu wieder ostellen söllten.

Ober ou friedlichere Spiele sag dar Ejlchner Plon. Fisoulen geschuben hom mr freilich zu manner Zeit gur nemieh, dfür ober gepinkt an Riedelhaue o, sowie ok dr Schnie weg wur und sich de orschten troigen Stellen zeigten. 's Pinken horte öm Pfingsten röm meistens wieder uf; drfür kom ötz 's Titschkern und 's Bolpollestern a de Reihe. Bejdes sagen die Ejlchner ne gerne, denn öms Handömdrehn flug su a Titsch oder Bol, wenn a nausgepletscht wur, a ejne Fansterscheibe stott dort hie, wu morn hie hon wollte, und die Frejde wur wiedr ejmoul aus. Dou wur freilich 's Kastelhöppeln ne su gefährlich, ober mir Jungen konnten vu dan Dinge kenn rechten Geschmaak wegstehlen und überließen das Gehöpple lieber dan Madeln.

Su vrflugen unse Kinderjühre an Ejlchen! Langeweile hon mr nie gehot, kaum doß mr uns Zeit zun Assen nohmen. Ich sah heute nou das Böld vr mir, wie mr Jungen zor Summerszeit mit dr Zahneschnitte undern Kastanienboume stonden und öm de Wette a de Schnette bessen. Monchmoul gönnte sich ou Onkel Jusef a pur Minuten Zeit und kom mit enner Potteroder Quorkschnette of'n Plon raus. Dou ließ ou Riedelwenz san Workstuhl stiehn und dou und dort horte ou enner uf zu kloppern und kom aus dar dumpfigen Workstube of a pur Ougenblicke raus a de worme Sunne. Lange dorfte ba dan dos Vaschpern freilich ne dauern und ok zu bale klopperten de Stühle wiedr ihren ahlen Gang. – Wie harrlich drgegen hotten's doumouls mr Kinder nou. Dar ganze lange, sunniche Summertag gehorte uns.

Kom dr Oubend und wur Feieroubend gemacht, wur öms Haus röm a Brinkel zommgekiehrt, dann mußtn mr a de Stube nei zun Oubendassen. Ober kaum worn mr fertsch, worn mr schun wieder draußen om Plone. Ötz kom'n ou de andern mitte raus. De Väter stoppten sich de Pfeife, de Mütter brochten sich's Streckzeug mitte und a jeds trug en Spuhlschemel oder a Hetschel undern Orme. Druf sotzten se sich undern Kastanienboum und

drnou gings drzählen o. Mr Kinder hockten ou drbei, drockten uns mit ener holben Backe mit om Schemel und worn ötze stelle wie de Moisel; denn dou hortn mr so monche Geschechte vu Voters Wanderschaft oder vun Engelsbarger Feste, vu enner lostschen Wollfuhrt noch Hondorf oder vun sechsnsechtscher Juhre, wie die Preißen komen. Langsam und bedächtig drzählten se und drzweschen wur ömmer wieder a Zug aus dr Pfeife gemacht. Uns Kindern entgieng kej Wurt. Mr sperrten Maul und Uhren uf und konnten's doch ne rajcht begreifen, doß de früheren Jungen olle vill braver gewast sein sollten wie unser enner.

Wenn's drnou ofing fönster zu waren, stond dou und dort ejs sachte uf, sote holblaut: „Gun Nacht!“ und ging langsam uf sei Hoisel zu. Su wur's Hoifel ömmer klenner, bös mr se a dr Dunkelhejt kaum mie sötzen sag. Endlich rockten ou de letzten auseinander, nohmen ihre Schemel ndern Orm, zugen sachte hejm und klinkten die Haustüren zu.

Nu lag dr ale Plon stölle und friedlich und ruhte ou aus. Kom dann dr Mound über de Dächer gestiegen, sag ar lauter ale vertrejnte Hoisl mit klenn Fansterscheiben und enn runden Plon drzwösch drönne, uf dan ar ötz lange Schotten moulte. 's ganze Ejlchen wur sachte eigenöckt.

Monchmoul ober kom's vier, doß a enner louen Summernacht, su zwösch drei und viere früh an Waaznauerhause de Haustüre leise ufging und Onkel Antoun mötten a dr Nacht, mutterseelenallejne of'n Plon rauskom. Wenn dar nämlich a dr Nacht amoul ufweckte und ne glei wieder eischloufen konnte, stieg a ganz sachte aus'n Bette, öm Weib und Kinder ne zu wecken, fuhr a seine Housen nei, nohm die Pfeife und machte sich an Pfuckschuhen oder borbs leise zur Türe naus und nunder om Plon. Dort stallte ar san Schemel ndern Boum, satzte sich druf, lahnte sich an Zaum o und rouchte ejne ganze Pfeife, Zug öm Zug, ne miehre, ne winger. Drnou kloppte ar seine Osche aus, stond sachte wieder uf, nohm sei Vierbejn ndern Orm, stieg langsam de Stiege wieder nuf, lete sich eis Bette und schlief watter.

Drweile worn an Waaznauergurten schun de orschten Vougel wieder munter gewuren und hotten ej Gezeter und machten ej Specktakel, schlömmer ols de Ejlchner Jungen bei tags.

Su ging also uf dan Ejlchner Plone bei Tag und Nacht ollerlej zuschure. – Heute ös freilich monches anders gewuhren. Dos ale hölzerne Bejerhoisl fahlt ganz. A sanner Stelle klofft ejne groue Lücke und de ale schmole Borke guckt ganz traurich vu uben runder uf dan alen, lieben Plon. Und

wie lange word's dauern, war'n se bei Sachers'n hinten de Strouße uf de Stanzelbröcke zu ufmachen; dann war'n de Auto und de Knotteräder dorchflötzn und de Stoodt word wieder öm enn beschaulichen, stöllen Winkel ärmer sein. 's word ja freilich nou ejne Weile dauern, bös de worst Betonpfloster kriegen, denn drmit müssen se zuorscht de viernahmeren Stroußen ausstaffieren; ober dou mach dr ok nischt draus, du ales, liebes Ejlchen, wingstens könn deine klenn Jungen und Madel nou ejne lange Weile om Plone an Sande mäseln, Griebel machen und über de Kastel höppeln, wie mir's a seeliger Kinderzeit dort drhinten su gerne gemacht hon.

Jugenderinnerungen an den Keiler

Der „Keiler“, so nannten wir Reichenberger Jungen und auch viele der älteren Leute den Keilsberg in Reichenberg. In unserer Kindheit war er ja fast noch gar nicht bebaut, also ein grüner grasbewachsener Hügel, der richtige Tummelplatz für uns Kinder aus dem Ejlchen, der Lade, der Häuser um das Kreisgericht auch derer in der Kratzauer Straße. Am höchsten hinauf reichten ein paar Anwesen hinter der Kaiser-Franz-Joseph-Schule, die Villa vom blinden Werner, der immer im Garten spazieren ging, und Schuberts Tanzschule. Damals gab es auch noch keine Jubiläumskirche. Der Fahrweg an Hitzenbügels Gärtnerei vorbei, hinunter zur Neißewiese und zum Wachtmeister, war ein schmaler Hohlweg, auf dem wir Kinder, die Zehnuhrschnitte in der linken Hand, unsere Reifen trieben.

Am grünen Rasenhang, auf der Jeschkenseite zu, saßen abends immer eine Anzahl alter Tuchmacher meist in einer langen Reihe nebeneinander, rauchten ihre Pfeifen und erzählten vom Engelsberger Fest, von einer Wallfahrt nach Heindorf oder vom Einmarsch der Preußen im Jahre 1866. Dabei herrschte eine Gemütlichkeit und geruhsame Zufriedenheit unter den einfachen Menschen, wie man sie heute bei Abendunterhaltungen kaum mehr findet. Wenn dann aber drüben am Bahndamm der Friedländer Zug heraufgedampft kam, begann der eine oder andere schon etwas unruhig hin und her zu rutschen; kam aber dann der „Sachse“, war das das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Man erhob sich und zog geruhsamen Schrittes dahin und dorthin seiner Behausung zu.

Auf der flachen Koppe oder besser gesagt breiten Wiese vor Schuberts Tanzschule spielten abends öfters Studenten Handball, und wir Kinder

schaute neugierig zu. Von den Spielern kannten wir eigentlich nur die beiden Siebeneicher-Brüder aus dem letzten Haus in der Breiten Gasse, die beide Lehrer geworden sind. Der ältere Ferdinand war eine Zeit lang auch mein Lehrer. Er wurde später Fachlehrer und war besonders beliebt in den Mädchenklassen. Er ist im ersten Weltkrieg an der Südtiroler Front auf tragische Weise durch einen Kopfschuss gefallen, während der Jüngere, Rudolf, später als Opernsänger in Reichenberg bekannt wurde. Zuletzt war er Verwalter des Versorgungshauses.

Das untere Wiesengelände gegenüber der Hitzenbügel-Gärtnerei war wieder für uns Kinder der Tummelplatz. Hier führten wir unsere Indianerspiele auf. Unser Häuptling, natürlich „Old Shatterhand“, war Jakob-Karli aus der „Birke“. Er war zwei bis drei Jahre älter als wir anderen und führte ein strenges Regiment. Er hatte sich eine Indianerfeder auf seine Mütze gesteckt. Wir anderen Krieger vom Stamm der Apachen durften uns nur mit kleineren Federn schmücken. Wenn uns unser Häuptling etwas zu verkünden hatte oder wenn wir singen sollten, mussten wir alle in einer Reihe sitzen, und zwar nicht der Größe nach, sondern nach der Stärke, vom Stärksten rechts bis zum Schwächsten links. Um die richtige Reihenfolge zu ermitteln, musste jeder mit jedem ringen.

Bewaffnet waren wir mit hölzernen Schwertern, geschnitzten Säbeln und Dolchen, aber auch mit Weidenschwuppen, Pfeilen aus Wurstspeilen oder auch nur mit abgebrochenen Zaunlatten. Unsere Jagdgründe erstreckten sich über den ganzen Keilsberg. Hier fühlten wir uns als Herren und wollten keine fremden Eindringlinge dulden. Wir kannten jeden Schlupfwinkel, hatten unsere eigenen Waffenverstecke und Munitionslager, meist Steine in versteckten Gruben.

Unsere gefährlichsten Feinde waren die Viertler Jungen, die zeitweise bis in unsere Jagdgründe herüberkamen. Hartnäckig wehrten wir uns auch gegen die aus der Kratzauer Gasse oder die „Zinsratten“, die manchmal aus den Zinshäusern bis in unsere Gefilde herüberschwärmen wollten.

Waren nun wieder friedliche Zeiten eingeleitet, dann lagen wir Jungen meist im Gras auf dem Bauch und lasen „Karl May“, gewöhnlich drei gleichzeitig in einem Buch. Der eine hatte das Buch vor sich, auf seiner linken Seite lag einer und guckte mit hinein und auf der rechten Seite der andere. War einer mit dem Lesen noch nicht ganz unten, kriegte er von den Nachbarn einen Kucks in die Seite und konnte hören: „Fejdere ock a bössel,

mir sein ja schon lange fertsch!“ Es waren selige Zeiten, in denen wir hier unsere Kinderjahre verbrachten.

Dass wir damaligen Kämpfer als echte Indianer auch eine „Squaw“ haben mussten, verstand sich von selbst. Wir begannen daher unsere Augen auf etwa gleichaltrige Mädchen zu werfen, die uns dafür geeignet schienen. Ich schwärmte damals für das Raaz-Annel aus dem Kreisgericht, die ich bei einer Hochzeit einer Verwandten kennen gelernt hatte. Sie war dort Kranzjungfer und ich Kranzführer gewesen. Ich verehrte sie glühend. Sie hatte mir ein kleines blaues Ringlein geschenkt, das ich leider kurz nachher verloren hatte. Tagelang lief ich alle Wege ab, auf denen es verloren gegangen sein konnte, leider vergeblich.

Meißner-Fritz wieder verehrte die Titz-Else aus dem Titzhause. Um uns bei unseren Angebeteten verdient zu machen, kletterten wir unterhalb des Hitzbügelgärtners auf einen der hohen, alleinstehenden Bäume und schnitten die Monogramme in die Rinde. Ich machte das A R besonders groß, dass man es recht weithin sehen sollte. Leider wurde uns die Mühe nicht gelohnt. Die beiden Heißverehrten ließen uns sagen – Missgünstige schienen unser Beginnen ihnen zugetragen zu haben – wenn wir so etwas noch einmal machen würden, dann sei alles aus. Das wäre für uns ja furchtbar gewesen. Also sahen wir von ähnlichen Aufmerksamkeiten zunächst ab.

Ich wollte damals unbedingt Offizier werden. Nun überlegte ich aber, weil ich doch das Annel bestimmt heiraten wollte, dass dann ihr Vater wohl eine hohe Kautio n hinterlegen müsse, und weil ich dachte, das würde ihr Vater doch kaum aufbringen, so ließ ich meinen Plan schweren Herzens ihr zuliebe fallen. – Es ist aber trotzdem nichts daraus geworden. Sie lebte später mit ihrer Familie bei Wien und ich habe sie anlässlich des Sudeten-deutschen Tages 1959 dort besucht.

Trotzdem aber hatte es mir der alte Keiler angetan, denn von dort habe ich mir später aus dem „Dreimäderl-Hause“ in der Roseggerstraße meine liebe Frau geholt. Was sich sonst noch auf dem alten Keilsberg zugetragen hat, wie das tolle Treiben am Hexenabend, das Abbrennen der Sonnenwendfeuer, unsere Wintervergnügen mit den Schneeballschlachten und den Schlitten- und Rodelrennen, sowie der Brand der Keilsbergschule, habe ich in anderen Artikeln erwähnt.

In späteren Jahren hat der Berg freilich sein Gesicht verändert. Häuser und Villen wuchsen an seinen Hängen wie die Pilze empor. Ringstraßen

zogen sich um den Berg, die Wiesenflächen waren beinahe ganz verschwunden und nur an den Steilhängen konnten sich noch Kinder tummeln. Auf seiner höchsten Kuppe stand noch eine Gruppe windzerzauster Birken in einem Kreis herum, die eine längst verschwundene Camera obscura umstanden hatten. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob der klotzige Felsen, auf dem wir Kinder einst unsere Kletterversuche gewagt hatten, zuletzt noch frei lag, oder ob auch er bereits in einer der Gartenanlagen der neuen Häuser verschwunden war.

Du lieber alter Keiler, du einstiger Tummelplatz aus unserer seligen Kinderzeit, was mag aus dir geworden sein?

Der Rosenthaler Badeteich

Der Rosenthaler Badeteich war im Sommer der Tummelplatz der Reichenberger Jugend. Er lag zwar etwas abseits, besonders für die Bewohner der östlichen Stadtviertel. Uns Jungen aber machte das nichts aus, wenn nur Petrus ein Einsehen hatte und warmes Sommerwetter schickte. Der Weg fiel uns nicht schwer. Wir liefen natürlich nicht die langweilige Rosenthaler Straße hinaus, sondern bogen vom Keilsberg her gleich in den Gänsehals hinein und liefen über die Neißewiesen. Durch die Neiße, die im Sommer ja sowieso nur wenig Wasser hatte, ging's schnell hindurch, dann noch über die Straße und schon waren wir beim langen Rosenthaler Viadukt. Hier wurde erst noch einmal kräftig geschrien und gepfiffen, um den Widerhall in dem langen Gewölbe zu hören.

Dahinter aber lag schon der Badeteich. Bademeister Beier stand meist an der Tür. Wir mussten die Badekarten zeigen, die wir in der Schule bekommen hatten, dann durften wir hinein. Die Kleinen liefen auf den Brettern gleich nach hinten, die Größeren und Erwachsenen konnten sich vorn ausziehen. Waren keine Plätze mehr in den Umkleidekabinen frei, hängten wir unsere Sachen am Zaun auf.

Vom Wasser her begrüßte uns bereits ein lebhaftes Geschrei, denn Hunderte von Kindern plantschten und spritzten da herum. Andere ruderten mit den Händen und taten, als ob sie schon schwimmen könnten. Manche wieder versuchten den Hundetrab und kamen damit tatsächlich von einer Stiege bis zur nächsten. Wieder andere probierten den Pfeil, die Leiche, versuchten unterzutauchen oder gar den Purzelbaum im Wasser zu schlagen.

Kam einmal auf dem Bahndamm ein Zug, dann warfen alle die Hände in die Luft und schrien aus Leibeskräften. Und aus den Fenstern des Zuges winkten sie ebenso begeistert zurück. Die schon etwas schwimmen zu können behaupteten, kletterten über den Zaun, der den kleinen vom großen Teich trennte, und ruderten bis zur nächsten Stiege. Bis zur zweiten aber war es schon ein hübsches Stück. Hier passte der Bademeister scharf auf und jagte manchen wieder zurück.

Der alte Beier war übrigens ein Original. Im Sommer immer in einer grauen Weste mit einem uralten, in der Sonne schon ganz gebleichten Strohhut. Seine Anordnungen traf er immer in der Schriftsprache. Das glaubte er seiner Stellung schuldig zu sein. Dabei bediente er sich in der Anrede konsequent der dritten Person: „Komm er sogleich und sofort herüber! Ich soll ihm wohl den A. ausklopfen?“ Die Aussicht war nicht gerade verlockend. Daher kam der Angerufene gewöhnlich nicht herüber, sondern verzog sich seitwärts hinter die anderen Kinder. Er musste nur nachher darauf bedacht sein, beim Fortgehen vom Bademeister nicht erkannt zu werden, sonst kam er nicht ungerupft hinaus.

Einmal aber zappelte einer, der den Boden unter den Füßen verloren hatte, Hilfe suchend im Wasser. Kaum hatte ihn der Bademeister erspäht, riss er auch schon seine Schuhe und Weste herunter und lief mit dem Strohhut ins Wasser, um den Jungen ans Ufer zu ziehen. Nun, den hat er aber zerfleddert! Das war ein Monolog in Hochdeutsch, den er mit kräftigen Schlägen auf das Hinterteil des Delinquenten begleitete.

Der Bademeister hatte auch einen Gehilfen. Ich glaube, er hieß Müller, der meist barfuß umherlief, Schwimmhosen auswusch, sie zum Trocknen aufhängte und den Schwimmunterricht besorgte. Dazu legte er eine lange Stange, an deren Ende ein Strick und ein Gurt hingen, über die Planke, schwang ein Bein darüber und dann ging's los: „Eins – zwei, drei, eins – zwei, drei. Wie hältst du denn wieder deine Hände? Wöllst wull's Vater-unser baten? Ich war dich eitunken, wenn du's ne glei orndlich machst!“ Eine sehr instruktive Methode. Freischwimmerprobe brauchten wir Jungen nicht zu machen. Wenn man dachte, jetzt wird's wohl langen, kam man einfach nicht mehr und ersparte jedes Mal einen Sechser.

Dann aber zogen wir uns stolz oben bei den Männern aus und machten dort unsere ersten Sprungversuche. Ein Sprunggerüst oder Sprungbrett gab es im Rosenthaler Teich nicht; dazu war er zu wenig tief. Man konnte selbst ganz oben noch im Wasser stehen. Aber Kopfsprung, Barriersprung

und selbst den freien Hechtsprung, wenn auch zuerst nur über die schräge Planke an den Stiegen, haben wir schon als Jungen eifrig geübt. Und wir übertrafen darin bald manchen Erwachsenen.

Trotzdem es damals noch keine Nivea-Creme und kein Sonnenöl gab, mit denen man sich hätte einschmieren können, lagen doch manche stundenlang auf den Brettern und ließen sich von der Sonne abbrennen. Auch Stammgäste, die täglich erschienen, gab es schon zu unserer Zeit. So war z. B. Woll-Sachers aus dem Ejlchen fast jeden Nachmittag dort; dann der Staatsanwalt Schöbel, über den wir Jungen immer heimlich lachten, weil er trotz heftigsten Ruderns kaum von der Stelle kam und mindestens 50 Armbewegungen brauchte, um von einer Stiege die andere zu erreichen. War er endlich dort angelangt, war sein Tagespensum vollbracht. Er legte sich auf ein Brett, nahm einen dicken Blaustift zur Hand und zensuierte den „Freigeist“. Unter den Frauen war wohl die Schwester von Dr. Morche eine der eifrigsten Besucherinnen, die mit einigen anderen Unentwegten bis in den Herbst hinein täglich baden kam, wenngleich das Wasser oft nur noch 11 oder 12 Grad hatte.

Für Männer und Frauen waren zu unserer Zeit selbstverständlich getrennte Badezeiten eingeführt. Als wir Jungen an einem Morgen schon gegen 11 Uhr herausmussten, weil die Mädchen kamen, hätten wir zu gern einmal hineingeschlinzt, wie es bei denen drin zugehen mochte. Wir kratzten daher vom Eingang nicht weg, bis uns der Bademeister forttrieb. Darauf standen wir wieder am Feldweg oben, der hinaus in die Wiesen führte, um wenigstens einen Blick über den Zaun hinweg zu erhaschen. Leider wurden wir auch von hier wieder verjagt. Es wäre zur damaligen Zeit ja was Ungeheuerliches gewesen, wenn Jungen gesehen hätten, wie badende Mädels ins Wasser stiegen. Wir verdrückten uns daher nur sehr ungern, und weil gerade das Verbotene reizt, grübelten wir, was wir unternehmen könnten, um schließlich doch noch einen Blick hineinzutun.

Da meinte Karli aus der „Birke“: „Wößtr, was mr machen könnnten? Mr söllten uf dan Hang dort drüben klettern, und übern Zaun oder dorch de Rötzen kucken; dou könntn mr doch dan ganzen Teich übersahn!“ Das schien uns ein glänzender Einfall; aber wie sollten wir dort hinaufkommen? Doch Ferdel wusste immer Rat: „Dos ös doch ganz ejfach. Mr tun zuorscht, ols wenn mr hejmgiehn wöllten, machen dann auf dr hindern Seite uf'n Bohndomm nuf und, wenn grode kej Zug kömmt und kej Bohnwächter uns sitt, über die Schienen of dr andern Seite wieder nunder. Dann sein mr schun hindern Zaune.“

„Dos könntn mr machen!“, entschied Karli, der bei solchen Unternehmungen immer unser Anführer war: „Ihr dorft ok nischt vrrouten, doß die andern nischt merken und uns ne gur annouch kummen oder zum Bodemejster klaffern giehn!“

Wir warteten jetzt nur noch, bis sich die anderen verlaufen hatten und heimgesogen waren, hängten unsere Schwimmhosen auf den Rücken, damit sie besser trocknen sollten und wir die Hände frei bekamen. Dann sprangen wir über den Bach und schon ging's in der schmalen Tilke zwischen dem Berghang, auf dem der alte Bauernhof stand, und dem Bahndamm auf diesen hinauf. Karli, der an der Spitze kletterte, flüsterte zurück: „Doß'tr ja ganz ruich satt und kej Ästel zrknickt, drmit uns aus'n Wächterhäusel niemand hiert!“

Wir schlichen leise, wie die Indianer, immer einer hinter dem anderen. Wir durften dem Wächterhaus nicht zu nahe kommen, sondern mussten schon vorher die Gleise überschreiten. Endlich kamen wir oben aus dem Gestrüpp heraus. Nun schauten wir nach beiden Seiten, ob die Luft rein wäre. Wir sahen weit und breit keinen Menschen. Richard meinte: „Leht ok die Uhren of de Schienen, doß'tr hiert, ob vielleicht ej Zug ogerollt kömmt.“ Unser Anführer aber missbilligte dies: „Zu sötten Dingen hon mr ötz kejne Zeit; mr müssen su schnell wie möglich über de Schienen nüber kummen!“ Und mit ein paar Sprüngen waren wir auch schon drüben auf der anderen Seite und wieder mitten in den Sträuchern. Dann lauschten wir noch eine kurze Zeit und, als alles ruhig blieb, rutschten wir noch blitzschnell über die freie Wiese hinab und waren am Ziel. Es hatte uns sicher auch von innen niemand gesehen. Nun suchte sich jeder eine Ritze oder Spalte zwischen den Zaunbrettern, um einen Blick in das verbotene Gelände zu tun.

Zunächst war nicht viel zu sehen. Ein paar Mädels sprangen auf den Brettern hin und her und getrauten sich wahrscheinlich nicht ins Wasser. Wir mussten nur lachen, was die für komisches Zeug anhatten. Die halblangen Hosen, die bis über die Knie hinuntergingen, waren unten noch mit Rüschen besetzt. Alle Badeanzüge waren rot oder gestreift und sahen aus, als wenn sie aus altem Bettzügen zusammengenäht worden wären. Wir schielten natürlich auch hin zu den Umkleideräumen. Dort hatten die Mädels in den Ecken von Haken zu Haken Tücher gespannt, hinter denen sie herumkrabbelten; man sah nur unten die nackten Beine hervorschauen.

Dann versuchten einige ins Wasser zu gehen. Zuerst steckten sie die große Zehe hinein, zogen sie aber gleich wieder heraus, denn das Wasser war nicht gerade warm und ganz nass. Dann probierten sie es mit dem anderen Fuß. Es dauerte wohl eine Viertelstunde, bis sie endlich drin waren. Sie kamen auch bald wieder heraus. Dabei klebte ihnen das nasse Zeug am Leib und sie klapperten am ganzen Körper, dass wir es fast oben hörten. Auch eine Frau wollte jetzt ins Wasser steigen. Sie brauchte genauso lang. Sie zog erst mit den Händen Kreise im Wasser, bevor sie wieder eine Stufe hinunterging. Dabei blähte sich der Badeanzug jedes Mal mächtig auf, als wenn sie eine Schweinsblase darunter gehabt hätte. Wenn man da an die heutigen Badeanzüge der Damen denkt – die haben eigentlich fast überhaupt nichts mehr an. Wenn eine solche Dame damals in Rosenthal erschienen wäre, ich glaube, den Bademeister hätte auf der Stelle der Schlag getroffen! Ein Familienbad wäre zu unserer Zeit etwas Unmögliches gewesen.

Wir hatten zuletzt ganz vergessen, dass es ja eigentlich streng verboten war, was wir taten. Wir waren von einer Ritze zur anderen gehuscht, wenn wir dort bessere Aussicht vermuteten, vielleicht hatte einer im übergroßen Eifer sogar einmal über den Zaun geschlinzt. Kurz, wir hatten alle Vorsicht außer Acht gelassen und dadurch unsere Anwesenheit verraten.

Auf einmal schrie einer: „Jes, dr Bodemejster!“ Und richtig, da kam schon der alte Beier mit seinem Gehilfen angeschnauft und schrie: „Ihr verfluchten Jungen, ich dreh euch die Uhren raus, wenn ich euch drwösche...“ Wir konnten uns gar nicht erklären, wie die beiden so schnell heraufgekommen waren, hatten aber jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Wie der Wind sausten wir über Stock und Stein davon, mitten durch ein Haferfeld, und suchten nur so schnell wie möglich das Weite. Wir hörten zwar noch immer das Schimpfen hinter uns, aber es klang immer ferner, denn wir waren ja viel flinker. Über den schmalen Pfad längs des Bahndamms erreichten wir den Berzdorfer Viadukt. Dort fühlten wir uns bereits in Sicherheit. Nun trennte uns ja nur noch das schmale Gässchen hinter den Billig-Fabriken von unseren heimischen Gefilden.

Die ganze nächste Woche getrauten wir uns aber nicht, nach Rosenthal baden zu gehen. Wir fürchteten, der Bademeister könnte doch den einen oder anderen von uns erkannt haben. Wir hatten nur zu begründeten Verdacht, dass er uns dann übers Knie gelegt hätte, um seinem Unmut Luft zu machen, weil er uns nicht gleich auf frischer Tat ertappt hatte.

De Schule brennt!

's wur öm de Juhrhundertwende. Weihnachten wur vrbei, Schnie lag of Wajg und Staig und Pfötzen und Teiche worn zugefruhren. Weil doumouls undern Reichenberger Kindern a pur Scharlachfälle viergekummen worn, hotten se de Weihnachtsferien zor grüßten Frejde oller Schulkinder nou bös zun Dreikinichstage vrlängert. Dr orschte Unterrieht an neuen Juhre sollte also om 7. Jänner wieder ofangen.

's wur a siehr kaler Tag, dr 7. Jänner 1901, und noch su reichlichen Ferien fiel dos Ufstiehn a dan Tage bestimmt ne leichter. Ober dr Gedanke, endlich wieder mit dan andern Schulkomroden zsomm zu kummen und zu drfuhren, wos denn die voun Chrestkindel olls gekricht hätten, und de Vrsecherung, daß de Stube schun gehierich worm wier und daß es doch heute nou ejmoul ejne Chrestbrutschnette zun Koffej gäb, brochte uns schließlich doch nou knopp vr sieben aus'n Fadern. Endlich wur dr Koffej nunder, 's Ranzel geschnollt und naus ging's zum Tempel. Weil ober de Zeiger a dr Kreuzkorchuhr orscht of dreivortel zeigten, brauchte mr sich's nou ne grode ängstlich zu machen und konnte sich sugur nou enn klenn Obstecher leisten.

Dou stond an Anlagen vr dr Kreuzkorche, gegenüber vun Biegelbecken, ejne ale Röhrbütte. An Summer hopptn mr drönne röm, weil se meistens lier wur. Naben dar Röhrbütte führte ejne schiefe Lahne of'n Flesselberg nunder. Of dan Honge nu gob's de schinsten Tschindern an ganzen Gritzel; klejne vr de Klenn, grissere vr de Grußen. Und die mußten doch orscht nou dr Reihe nouch ausprobiert waren. 's wur übrigens ne su ejfach, de langen Tschindern dorchzustiehn, mr hotte monchmoul en Schwung, daß mr sich kaum of dr andern Seite drüben ba Hodemöllers Haustüre drhalen konnte, wenn mr ne schun zuvure as Kollern gekummen wur. An Tschindern worn besonders de Zönsrotten, su hieß mr de Jungen aus'n Zönshäusern, groß. Dou worn'r drbei, die a dr Schule ne woßten, wievill 3 x 7 ös, die a dr drötten oder vierten Klasse austroten, aber tschindern konnten se wie dr Teifel, dou worn se ne zu übertraffen!

Drweile worn ober die goldenen Zeiger a dr Kreuzkorche sachte watter geröckt und of ejmoul schrie a Junge: „Jessas, 's es ja schun a fünf Minuten!“ Dou rannte de ganze Haard drvou, de Wallenstejnstrouße nuf und of de Schule zu.

Ban Kreisgeröchte hullte uns Gustel vu dr Lade ei. Ar schrie Heineln schun vu weitem zu: „Du, mei Lieber, ich ho enn Schlitten zu Weihnachten gekricht, mit sötten döcken Eisen! Mei Lieber! Dar gieht nou ganz anders wie danner, dou kömmst de nemmeh mit, mei Lieber!“ Heinell wollte wos druf sohn, ober's ging ötze berguf und dar schorfe Trab und de kale Loft nohm en fost'n Ouden weg und ar brochte ne miehre raus ols: „Na, dos warn mr sahn!“

Mettlerweile wur de Schwitte bei dr Schule. 's grube Tur stond angelweit offe, denn ou vu dr andern Seite, vu dr Gerechtsstrouße har, komen noch monche ogerockt. Während de klenn Obsätze nou ofn letzten Stiegen klopperten, pemperte schun die Schulglocke. Nu ock geschwinde nou zu sann Klejderhouken, Mötze und Jacke druff und hortsch nei a de Klasse. Weil dr Lehrer salber orscht neigekommen wur, ging ols nou glatt ob. Geschwinde wur jeder of san Plotze; 'n Ranzen runder, nei as Faach und schun stonden mr geroode – vu uns aus konnt's lus giehn!

Und's ging ou schun lus: „Vater unser, der du bist...“ Fernands Ougen strahlten. Ar dochte a de drötte Tschinder, die ar heute ols ejnzscher dorchgestanden hotte. – Heinell wieder mußte ömmer a Gustls Schlitten mit dan döcken Eisen denken. Und wie vu ungefähr und ols wenn'r wos hätte obwiehren wollen, stieß'r mit san Fuße of die Seite und trot dabei Gusteln, dar nab'n en stond, zun Unglücke of de linke klejne Ziehe. Dar dochte, 's wiehr aus Mutwöllen geschahn, und trot zorröcke. Ar trot ober of Gustels Schulranzenriemen, dar aus'n Fache runder hing. Doudorch kom dr Ranzen eis Rotschen, Bücher und Hefte rotschten mit und zuletzt polterte dr neue Faderkosten, dar uben droffe lag, ou nou runder, überschlug sich nou a purmoul und machte ej Heidenspektakel.

Olle Ougen worn of ejmoul of Heineln geröchtet; dar wur feuerrut an Gesöchte und dochte, ar mußte zorspringen, weil'n ou dr Lehrer su schorf osag. Zum Glücke ging geroode dr Chur zor Neje – „...jetzt, wie in der Stunde unseres Absterbens. Amen!“ – Heinell wur of's Schlömmste gefoßt. 's Vrhier, dos druff folgte, vrlief ober besser, ols'r dochte. „Es wurde festgestellt, dass ein Federkasten nur dann herunterfallen kann, wenn er unordentlich hingelegt wurde, was wieder eine Folge davon sei, wenn man im letzten Augenblicke das Schulzimmer betritt.“ Heinell wur darselben Mejnung und mit dar Liesung ganz eivrstanden. Ar nohm sich ober an Stöllen vier, doudrüber mit san Nopper schun wegen dar ausgestandenen Angst später amoul, ober ohne Zeugen, zu vrhandeln.

Und nu ging der ejgendliche Unterröcht orscht o. 's wur Heimatkunde. De Bezorkskurte hing a dr Tofel. Weil dr Lehrer dachte, mr kennten über de langen Ferien vill vrgassen hon, wur olls nou ejmoul ganz vu vorne repetiert. Monche mußten raus zur Tofel und olls gehierich zeigen, wos dr Lehrer wössen wollte. Zuletzt mußte Willi aus'n Zönshäusern rauskommen und de Grenzen zeigen. Ar nohm'n Zeigestecken ei de Hand und fing o: „Der Reichenberger Bezirk grenzt im Osten an“ – watter kom ar ne, denn an selben Ougenblicke ging de Tür uf und a de Klasse rei kom dr Oberlehrer, sag ne noch rechts und ne noch links, lief schnurstracks uf unsen Lehrer zu und sote dan leise wos as Uhr. An nächsten Ougenblicke wur a wieder aus dr Klasse naus. Mr kuckten olle of unsen Lehrer. Dar stond zuorscht wie storr, wur ganz rut an Gesöchte gewuren, winkte uns zum Setzen und sote dann: „Kinder, ihr lasst alles stehn und liegen und tretet paarweise bei der Tür an, wie ihr's gewohnt seid!“ Mr kuckten uns sprouchlos o, totn ober, wie uns geheßen. Drnou wur enner naus geschöckt; ar mußte's Gitter zun Klejdern ufschliessen. Druff zugen mr uns o. Aus dan andern Klassen komen se genau su raus. Die schlossen sich uns o und donn worn mr purweise nundergeführt. Mr worn ganz verdutzt und woßten ömmer nou ne, wos ejgendlich lus wur und wos dos olls bedeuten sollte. De enn mejnten: „'s warn halt wieder Scharlachferien sein!“ Wie mr unten as Vurhaus komen, dou stonden de Weiber aus'n Titzhause und aus der Nopperschaft und nohmen ihre Kinder ei Empfang. Ejnige hotten sugur 's Wosser an Ougen, wos mr orscht rajcht ne vrstiehn konnten. Ols mr ober an Schulhof nauskomen und uns ömdrehten, – dou sagen mr de Beschiehrung! Uben uffn Dache komen under jedem Schieferstejne klejne weiße Rouchwolken raus und zingelten schnurgerode a de Hiehe. Ötz woßten mr's: Unse Kaiser-Franz-Josef-Schule, die schinste Schule vu Reichenberg, brannte. Kaum worn de letzten Kinder raus, dou krachten ou schun de orschten Schieferstejne runder.

Nun ging's an Stormloufe zun Zaunture naus, de Wallenstejnstraße wieder nunder; drbei schrien mr aus vullen Holse: „De Schule brennt! De Schule brennt!...“ Orscht ols mr ban Kreisgerechte, ba dr drönnen Rönne worn, fingen die Nabelhörner o zu tuten. Zuorscht dos ba Neimonn'n a dr Trejbe und drnou de andern; und wie die brummten a dan kalen, klore Wintermorgen!

Drhejme worn se ne wing drschrocken, ols se horten, wos lus wur; doch worn se seelensfruh, doß uns Kindern nischt possiert wur. Ols ich kaum

ejne Vortelstunde später mit manner Mutter wieder a de ubere Wallen-
stejnstrouße kom, dou stond bereits dr ganze Daachstuhl ei hellen Flom-
men. 's Militär hotte schun de Zugangsstroußen obgesperrt und de Feuer-
wiehr sprötzte vu ollen Seiten a de Flommen. Se hotten bejde Dompf-
sprötzen giehn. Of'n Dache sag'n mr hie und dou zwöschén Rouch und
Dampf de Feuerwiehrleute römkrichen, de ömmer wieder vrsuchten, de
brennenden oder vrkuhlten Bolken niederzureißen.

Nu hort'n mr ou, wie's über uns, ei dr Handelsakademie, zugegangen
wur. Weil die am öbern Stocke undern Dach worn, hotten se während der
orschten Stunde schun ömmer a eigenurtsches Geknister gehort, ober nisch
druf gegahn. Dou hatte of ejmoul de Hausmejstern die Türe ufgerössen und
reigeschrien: „Ofn Bouden brennt's!“ Ober ou dous hotte's kenn Worwar
gegahn und olls hotte sich a schinster Ordnung entliehrt, ohne jede Feuer-
probe, die doumouls nou ne Moude worn.

Mir Jungen wollten natürlich wössen, wu denn ejgendlich de Dompf-
sprötzen stonden. Mr liefen desholb'n Schlauchleitungen nouch und fonden
de ejne a dr Krotzauer Gosse, de andere an Ejlchen ba dr Neiße. Wie kalt's
a dan Tage wur, dos konnte mr doraus drsahn, doß monche Schläuche
eigefruren worn. Andere Schläuche wieder worn porös und feine Wasser-
strohlen sprötzen huch a de Hiehe und trofen Zäume, Bejme und Sträu-
cher, wu dos Wosser ja glei wieder gefrur und hunderte feine Eisnodeln
und Eiszoppen böldete.

Dr Schulbrand wur natürlich a dr ganzen Stoodt 's Tagesgespräch. Olles
mögliche hon se drzahl't, wie dos Feuer ausgebrochen sein könnte. Monche
wollten gehort hon, dr Hausmejster hätte de Wosserleitung, die bei dar
strengen Kälte eigefruren wur, uftoun wollen und hätte glühnde Bügelstejne
of'n Dachbouden getron. Weil ar ober weggehullt wurn ös, hätt'r ne gesahn,
wie dos Struh, dos öm de Riehren gewöckelt wur, zu brennen ogefangen
hätte. Dos wollten ober viele ne glejben, denn se mejnten, wenn mr glü-
hende Bügelstejne aus dr Hausmejsterwouhnung 100 oder gur 120 Stiegen
nufrät, dou kenn se uben nemmich glühende sein.

Mr Kinder worn ou dar Mejnung, denn mr hotten schun Angst, doß un-
ser Hausmejster eis Kreminäl kummen konnte, wenn'r worklich an Feuer
schold wiere. War hätte uns dann an Summer, wenn de Tage su heiß und dr
Dorscht su gruß wur, ömmer da guden Korkensoft obgelossen? De Korken
freilich, die konnten de Studenten kejfen, die hotten Gald. Mir ober krichen
vu unsen Hausmejster zor Zahneschnitte 'n Korkensoft, wenn ou mit

Wosser vrdönnt, ober drvier ganz omsunst und mr dochten schun, mr hätten weiß Gout vos! Wur's dou ej Wunder, wenn mr a unserer Mejnung befangen worn?

Nu kom ja glei noch'n Brande ou ejne Kommission, die olls gründlich untersuchte. Dou soll sich erne rausgestellt hon, doß wuhrscheinlich ej Bolken, vu dan ej blindes Ende an Komin eigemauert wur, zu glömmen ogefangen hon soll, weil se grode an dan Tage miehre gefeuert hotten, öm die ausgekühlte Schule worm zu kriegen.

Wie dan nu ou gewast sein mag, uns Kinder interessierte zumejst ock, wie lange de neuen Ferien dauern könnten. Ejnige mejnten, 's könnte wingstens ej Vorteljuhr vrgiehn, bis olls ufgebaut und wieder ei Ordnung wier. Mr worn desholb ne wing drstaunt, ols schun noch zwej, drei Tagen a Nutdaach droffe wur, und siehr enttäuscht worn mr, ols es noch kaum enner Woche hieß: Morne ös wieder Schule!

Bei unseren Stree-Engeln

Kaum wur Pffingsten vrbei, dou freutn mr uns schun wieder ofs Frounleichnomsfest. Dos wur wieder vos fr uns Kinder. 's ging freilich hauptsächlich ok de Madel o, denn Jungen brauchten se kejne ba dan Stree-Engeln. Trotzdän konnten mr dan Tag kaum drworten. Die Madel ober, die de Stree-Engel mitemachen wollten, und dos worn doch fost olle, die plougten de Mütter vu früh bös oubens, doß de ja ne vrgassen söllten, 's weiße Klejdel zu woschen und zu bügeln, doß de Maschel un Bandel ja olle berejt wärn und de ganze Woche zuvure wur vu nischt andern drhejme und ei dr Schule geredt und getuschelt, ols vun Stree-Engeln. Zulezt wur dann's Kerbel azu gehullt, ausgeputzt und zurajchte gemacht. Dann ging's of de Wiesen öm Bliemel zu rupsen, oder se battelten bei Bekannten öm pur Gurtenblumen. Aus'n klenn machtn se Kranzel öm's Randel und öm de Henkel. Die Stiefmütterle, Pumpelrusen und ruten Herzel ober zrpfflockten se und föllten drmitte 's Kerbel aus.

Dos wur ej Eifer de letzten Tage vorn Feste! De Madel hotten olle Popierworschtel om Koppe oder a Dutzend dönne Zeppel römschlenkern. Die Klennsten kuckten vull Neid of de Grisseren und hotten ok enn Wunsch, ou recht bale drbei sein zu können.

Mir Jungen ober komen uns a dan Tagen geherich überlej vier. Mr hotten ei nischt neizureden und worn ok su of de Seite geschubst. De Madel

komen ne zun Spielen raus und kuckten uns bei ihrer Überheblichkejd förmlich über de Achsel o. Dos poßte uns ober gur ne, zumoul doumouls de orschten „zarten Neigungen“ vr de andern a unserer Jungenbrost zu keimen ofingen. Drum grübelten mr hie und har, wie mr uns ej Brinkel bemerkbur machen könnten. Dou mejnte of ejmoul Fritz zu mir: „Weßte wos, Rudel, mr machen nunder of de Stanzelwiesen, und wenn dort nischt ös, of de Neißewiesen ban Wachtmejster. Ich nahm unser Handkerbel mit und dou ropsen mr Bliemel ob, suvill 'r neigiehn; die brengen mr dann dan Madeln. Mr warn doch sahn, ob dos ne hölft!“

Ich wur begeistert. Noch'n Assen machten mr uns glei of'n Wajg. Mr ropsten ejne Maase Bliemel ob und trompelten nou miehre Futter zomm, bös uns ej wütender Pauer drvou machte. Ar schmieß uns nou enn Knöttel anouch, trof ober nischt, denn mr worn längst om Keiler nuf.

Om Hejmwajge tejltan mr unsen Vurrot. Fritz wollte seine Bliemel der Else an Titzhause brengen, meine sollte's Annel aus'n Kreisgeröchte kriegen; ich gönnt es kenner andern. Ober wie hiebringen, wenna a dr Courage fahlt?

Zum Glöcke drwöschten mr Annels Bruder. Dar sollte die Bliemel mit nei nahmen und's liere Kerbel wieder rausbringen; mir wollten hinder dr Hausecke worten. Noch enner Weile kom'r ou wieder raus. Doch dou gob's de orschte Enttäuschung! Se wärn glej beide drönne und täten sich frische Zeppel eidrehn, uns ober ließen se son, sötz grünes Zeug hätten se schun genung; dos könnten mr uns behalten, wenn mr nischt anders hätten.

Dos wur a Schlag fr uns. Su de gude Obsöcht zu vrkenn! Ganz betäpocht zugen mr mit unsen Kerbel wieder ob. O Ritterlichkejt, wie soll mr dich bewuhren, wenn mr glei an Ofange su ejne Niederlouge drlabt. Doch su geschwinde sollten se uns ne underkriegen. Ober wos machen? Sollten mr a puur Zäune überklettern und a puur Beete plündern? Öm unser Osahn wieder harzustellen, worn mr zu ollen entschlossen. Doch dou kom mir ej rettender Gedanke: „Ich ho's Fritz!“, schrie ich förmlich. „Weßte wos? Mr giehn heute oubens glei noch dr Dunkelhejt om Keilsberg Mejkafer fangen. Die trohn mr dann zun Hitzenbügelgärtner. Du weißt doch, dort kriegen mr fr fömf Mejkafer ejne Ruse.“ „Jesses, du host rajcht“, mejnte Fritz, „doß ich dou ne glei dro gedocht ho!“

Mr machten uns oubens glei noch dr Dunkelhejt jeder mit enner Schachtel uf Mejkaferjot und a korzer Zeit hotten mr jeder de Schachtel vule. Nu ok geschwinde zun Gärtner nunder. Die Gärtnerei log doumouls noch dorte,

wu später die Jubiläumskorche stond. A dan klenn Häusel herrschte ousens nou a Mordsbetrieb, denn die vernahmen Leute, die sich's leisten konnten, ließen de Kerbl fr ihre Madel ban Gärtner ufputzen und vierschorn. Drum hotte'r heute nou olle Hände vull zu tun. Und de Leute komen und gingen a enn Tune.

Mir zweij krichten jeder ej Sträußel Rusen, rute und gelbe. Und nu ging's drmitte wieder nuf zun Kreisgeröchte. Annels Bruder wur ötze ejfach rausgepföffen. Ar mußte meine Rusen neitrohn. Dosmoul schien unser Präsent Gnade gefunden zu hon, denn ar kom bale wieder raus und brochte enn schien Gruß mit. Na, wos wollten mr denn miehre. Nu muß't'r noch geschwinde fr Fritzen eis Nopperhaus rennen und dann zugen mr huchbefriedicht hejrn und freiten uns om nächsten Tag.

Om nächsten Morgen wur Fronleichnom. De ganze Stoodt wur a Ufruhr. Vu ollen Seiten strömten weißgeklejdete Madel zu ihren Sammelpunkten. A ollen Korchen läuteten de Glocken. Om alen Morte wur schun ej Gedränge, doß mr kaum mieh dorch konnte, denn dort hotten se vier Oltäre aufgebaut. Mir Jungen ober drockten uns dorch de Leute dorch und söcherten uns nou enn guden Plotz vorn langen Lejben.

Dr ale Mort sog aus wie ej riesicher Festsool; olle Fanster worn dekoriert. Fahnel, Kränze und grüne Girlanden hingen an Häusern und junges Borkenloub schmückte die Oltäre. Aus ollen Fanstern kuckten ufgeputzte Menschen. Uf'n Routhousstiegen und uf'n Balkone stonden de Leute Koup an Koup und sugar bös zun alen Neptun of de Röhrhütte nuf worn de Jungen geklattert, öm olls besser sahn zu können.

Nu fingen de Glocken uf's neue o zu läuten, weil sich dr Zug vu dr alen Korche har ötze noch stärker nach vorne bewajgte. De Puuze hotte olle Mühe, de Menschenmassen zorröcke zu halen, denn nu ging's ja lus!

Zuorscht komen de Stree-Engel und dou wieder orscht de Klenn und Klennsten, vu ihren Lehrerinnen geführt, o Sechser- und Achterreihen, monchmoul ou ejne besorgte Mutter mit, of die mr ömmer Golle hotten, weil se uns met ihren Sunnenschormen de Aussicht vrstellten. Unse Ougen ober hingen a dan Stree-Engeln, die gingen fost olle ganz weiß, met ufgelösten Huuren oder Locken und Maschen drzwösch. A dr enn Hand hotten se's Kerbel und mit der andern streeten se de Bliemel, doß dr ganze Wajg bale wie ej ejntscher Blument Teppich aussag.

Nu komen ollmählich schun de Grissern. Unser Ougen suchten und suchten. Nu mußten doch bale die Drworteten kummen. Dou gob mr Fritz

enn Kungs: „Du, dort sein se!“ Und röchtig, dort hinten komen 's Annel und de Else hübsch artich nabeneinander a dr brejten Reihe. Ols se uns sagen, worn se bejde ej Brinkel rut und ols se bei uns vorbei komen, vrgoß 's Annel ganz ofs Streen, fuhr mit dr Hand ei ihr Kerbel und ich krichte ejne ganze Hampfel duftende bunte Bliemel eis Gesöchte, diesalben, die mr'n Oubend vurher gegen Mejkafer eighandelt hotten. Dos machte ober gurnischt. Ich wur doumouls jedenfolls übergelöcklich, hotte enn ganz routen Koup gekricht und hotte ok Angst, doß es jemand gesahn hon könn- te, wie gutt mir's Annel wur. O hormluse, selige Kinderzeit!

Nu komen noch ömmer neue Stree-Engel, Reihe öm Reihe; endlich de orschten Singemadel, de jüngerer ou olle weiß, mit Noutenblättern ei dr Hand und Kranzeln an Huuren, dann de älteren und schließlich a puur Sänger min Churrektor Schmidt und'n Organisten Rumler und dann gur noch de Militärmusik. Die stellten sich olle naben dan Olture uf. Zum Schlusse ober komen orscht ejne ganze Masse Ministranten mit klenn Glöckeln, dann ejne ganze Reihe Geistliche mit Kerzen und Weihrauch- fasseln und zuletzt gur dr Himmel. Drunder ging dr Erzdechend mit dr strahlenden Monstranze. Drnaben ober liefen Soldoten ols Ehrenwache. Hindern Himmel komen drnou de hichsten Beomten und Offiziere a dr Spötze dr General min grünen Faderpusche und'n ruten Streifen an Hou- sen, drnaben dr Bezorkshauptmann, Ritter v. Steffek, ou mit enn Zwee- master om Koppe und enn Degen undern Orme und dann ejne Masse vu Offizieren und Staatsbeomten, Landesgeröchtsräten, Professoren, Zoll-, Post- und Bohnbeomten und wu se nou olle har worn. Natürlich olle ei Uniormen mit Zweespötzeren und Degen. 's wur ej glänzender Ufzug dr gesomnten militärischen und politischen Macht. Mr dochten ömmer, wie muß dos orscht ei Wien sein, wu dr Kaiser mit san ganzen Houfstaate an Zuge mitteging?

Dou drüber nouchzudenken hotten mr ötze ober kejne Zeit, denn de Ministranten glingelten of ejmoul olle, de Leute knieten nieder und dr Erzdechend, dar zun Olture nufgestiegen wur, gob Gouts Segen. Olles wur mäuselstölle – dou krachte's of ejmoul, denn de Soldoten om Neustädter Morte hotten ejne Solve abgegahn. Dou fingen de Ministranten wieder o zu glingeln, de Korchenglocken fielen ei und der Zug sotzte sich wieder ei Bewegung. De Musik spielte und de Singemadel songen dos wunderhüb- sche Reichenberger Fronleichnomslied. (Ich kon de Melodie heute nou und summ se monchmoul vr mich hie, wenn mr ou dr Text entfolten ös.)

Nu machten mr uns ober of de Socken, denn mr wollten doch dan Zug nou ejmoul sahn. Zun drönnen und vierten Olture ober wur nemmich dorchzukommen; dou vrtrösteten mr uns om nächsten Sunntag, denn dou fond ja om Neustädter Morte dar Zug nou ejmoul stott.

Dos wur dann dos borgerliche Fronleichnomsfest. Dou hotten se ou vier Oltäre ufgebaut. Dr Zug kom dann ober aus dr Kreuzkorche und dr Wajg wur länger; drum konnte mr ou besser drzu. Doch gingen Sonntag kejne Offiziere und kej Militär mit, drfür ober der ganze Stoodtrout und de Stootvrordneten min Borgermeister Dr. Bejer a dr Spötze, olle selbstverständlich ei Schworz min Zylinder, drhinder verschiedene Vreine, die Marienkinder und drnou vill Weiber und Männer mit Gebatbücheln und Rusenkranzen. Ou schossen kejne Soldoten, sundern ok de Schötzen; drum prosselte's ou monchmoul ej bössel und ofte klenkerte ou enner hinten annouch. Dos mochte ober nischt. Dr Schötzenhauptmon ärgerte sich zwur sakrisch, de Pauke^{*)} ober grenzte und de Leute lachten. 's wur aben Sunntag olls vill gemütlicher.

Wenn dan dr Zug vrbei wur, kom orscht dr Hiehepunkt fr de Stree-Engel; denn ötze zugen se zr Techendei und kriechten jeds ej süßes Stöckel, die dr Jantschbecken vun Neustädter Plotze gespendet hotte. Druf zugen de Madel mit lieren Kerbeln ober strahlenden Ougen endlich hejm.

Olle worn ok fruh, doß dos Water wieder ejmoul ausgehalen hotte, denn a dan Tage kom gewöhnlich ej Gewitter und wie ofte konnte mr schun früh hieren: „'s zieht schun wieder su uf! Wenn's ok wingstens übern Zug aushielte, doß de Stree-Engel ne noß waren!“

A dr Tschechenzeit hotte dos Fest vill vu san früheren Glanze und vu sanner Feierlichkeit vrluren. Es fond ok nou ej Ömzug om Neustädter Plotze stott. De Uniformen worn aus'n Festzuge vrschwunden, ober de Stree-Engel worn geblieben und de Frejde dr Kinder genau nou su groß wie früher. Se hotten freilich dos prunkvolle feierliche Fronleichnomsfest aus'n alen Kaiserstaate nemmich gekannt.

Winterfreuden in unserer Stadt

Wenn bei uns daheim die ersten Schneeflocken fielen, da gab's bei uns Kindern ein großes Hallo. Sagte die Mutter früh: „Steh auf, 's hat ge-

^{*)} Ein Reichenberger Original

schneit!“, dann ging's wie im Flug aus den Betten. Geschwind angezogen, den Kaffee hinuntergegossen und draußen waren wir. Wenn auch noch nicht viel Schnee lag, sah man doch schon die Fußspuren auf dem Weg und konnte ein bisschen Schnee zu einem Ball zusammenkratzen. Dass mit uns nicht viel anzufangen war, wussten die Lehrer, denn unsere Gedanken waren draußen. Im Galopp ging es heim und hinauf auf den Boden, wo Schlitten und „Hötschen“ eingelagert waren.

Wir „Ejlehner“ Kinder mussten gleich am Keilsberg den neuen Schnee ausprobieren. Leider blieb er nicht lange liegen. Aber von Tag zu Tag wurde es besser. Zuerst fuhren wir über die Wiese hinunter auf die Kapelle zu. Am besten ging es aber nachher die Meißnergasse hinab. Dort kamen keine Fuhrwerke in die Quere, noch störten uns Fußgänger. Ganz oben hinter der Villa vom blinden Werner setzten wir uns auf und dann ging's am Zaun von Janovsky entlang, bei der „Birke“ über die Wiese und – wenn wir den Dreh herauskriegten – noch den Seilerberg hinab bis zum Gasthof „Stadt Zittau“ in der Breiten Gasse. Manchmal banden wir auch ein paar Hötschen und Schlitten zu einem langen Zug zusammen. Die Letzten mussten zuerst schieben, dass wir in Schwung kamen und sich dann drauf schwingen. Die Vorderen schrien „Obacht“, die Hinteren piffen und juxten. Alle hatten rote Gesichter und konnten sich vor Begeisterung kaum fassen. Da machte der Erste unten auf der Straße eine jähe Wendung, die Hinteren kippten um und wälzten sich im Schnee. Das machte aber weiter nichts. Der Schnee wurde abgeklopft. Die Pudelmütze über die Ohren gezogen und hinauf ging es wieder. So trieben wir's den ganzen Winternachmittag und das Gejuchze der hellen Kinderstimmen wollte kein Ende nehmen. Erst wenn es anfang zu dunkeln, kamen die Abholer.

Am besten liefen die kleinen wackeligen Schleifen und Hötschen, ja, je mehr sie klapperten und wackelten, desto besser. Meist waren sie braun oder grün gestrichen. Der Sitz war vertieft und wir Kinder saßen wie in einem kleinen flachen Kastel. Sie kippten nicht um, brachen nicht auseinander und waren unverwüstlich. Als ich dann zur Schule ging, bekam ich zu Weihnachten einen neuen Schlitten statt meiner alten Hötsche. War das eine Freude! Er musste am Nachmittag gleich ausprobiert werden. Aber o je! Die kleinen wackeligen Hötschen sausten mir davon und ich blieb mit meinem neuen Schlitten hinten. Da lachten die anderen: „Of su enn Schlitten konn mr ja ne emoul om Bauche fuhrn!“ Mein Vater ließ ihn darauf in der Schmiede ordentlich beschlagen. Dann lief er tadellos. Nur

die geschwungene Lehne habe ich mir später heruntergerissen. Als wir älter wurden, hörte das Schlittenfahren nach und nach auf. Als Bürger- und Mittelschüler war es eine Schande, einen Schlitten hinter sich herzuziehen. Das überließen wir den Kleinen. Nur abends, wenn es dunkel war, wagten wir uns noch einmal mit dem Rodel auf den Keilsberg.

Aber ein paar Jahre später, so um die Jahrhundertwende, lebte das Schlittenfahren wieder auf. Die Rodel waren wieder da. Jede Eisenhandlung, jeder Drechsler, jedes Spielwarengeschäft führte sie – höher gebaut, schön geschwungen, mit Gurten bespannt oder sogar gepolstert. Wie eine Epidemie hatte uns das Rodeln erfasst. Alle Gassen und Straßen, die nur ein wenig Gefälle zeigten, wurden zur Rodelbahn. Es wimmelte von Schlittenfahrern nach Feierabend am Keilsberg, am Galgenberg, am Hofberg, in der Birgsteingasse, in der Gerichts- und Radezkystraße. Man sah alte Mütter und Großväter, oft komisch angeschickselt mit Pudelmützen und Kopftüchern, Turnschuhen und Stiefeletten, mit dicken Schals und selbst in langen Winterröcken. Mit Spazierstöcken wurde nachgeholfen, wenn's nicht vom Fleck gehen wollte.

Als der Trubel größer wurde, sperrte man bestimmte Straßen. Um 22 Uhr sollte der Lärm aufhören. Es gab allerlei Unfälle, weil die Bäume nicht aus dem Weg gehen wollten. Was haben wir mit unseren Rodelschlitten alles aufgeführt! Auf dem Bauch sind wir heruntergefahren, verkehrt ritten wir, gekniet und gestanden haben wir auf unseren Schlitten und Hötschen. Einmal rodelten wir in der Wallensteinstraße. Weil es „gute Bahn“ gab, waren auch viele Rodler da, die von der Keilsbergschule auf das Kreisgericht zu fahren. Damals war die tiefe Tilke, die hier von der Schule zur Kratzauer Straße hinunterführte, noch nicht bebaut. Ein schmales, schräges Weglein zog sich über den Abhang hinab. Ich stand mit Dreithaler-Karl oben und wir beide guckten in das finstere Loch hinunter. Da meinte Karli: „Wos mejnste, Rudel, ob mr's dou nunder ejmoul vrsuchen söllten?“ Ich war gleich dabei und schon saßen wir beide auf meinem Schlitten und fuhren los. Vor uns war es stockfinster. Umstehende, die zugesehen hatten, riefen: „Ihr wart doch ne...“, aber das hörten wir schon nicht mehr. Wir sahen keine fünf Meter weit. Dazu war der Weg verdammt steil, abschüssig und teilweise vereist. Wir hackten mit unseren Absätzen ins Eis, so viel wir konnten, kamen aber trotzdem ins Rutschen und Tschindern, trieben seitlich, schlugen um, kollerten über den Hang hinunter und rumpelten noch eine ganze Weile fort. Bald war ich oben, bald Karli, bald der Schlitten, bis wir endlich in der Wiese unten liegen blieben.

Dann war's eine Weile still. Darauf rief Karli: „Rudel, ös dr was?“ Ich rief zurück: „Nej, fahlt dir was?“ Auch ihm war nichts passiert. Ich war ein Stückchen am Kopf getschindert und hatte „Haare gelassen“. Wir rappelten uns aus dem Schnee und zogen unsere Schlitten wieder auf den Berg. Eine Menge Leute standen noch oben. Sie hatten uns im Finstern verschwinden sehen und dann nur das Gerumpel gehört. Nun kamen wir zwei Schneemänner wieder heraufgestiegen. Selbst der Schlitten war ganz geblieben. Da entdeckte Karli auf einmal seinen Vater unter den Leuten. Das schien ihm bedenklich. Drum war er sichtlich bemüht, zwischen sich und seinem Vorfahren einen guten Abstand einzuhalten.

Ein andermal gingen wir von der (damaligen) Radetzkystraße nach dem Rodeln auf den Baderberg zu. Sitte-Ferdel meinte beim „Kannel“: „Mr warn doch dan Schlitten dou nunder ne ziehn. Dou setzn mr uns doch lieber druff und sausen dos Stöckel nunder!“ Ich hatte erst meine Bedenken. Der Baderberg war (und ist) ein sehr schmales Gässchen und sehr steil. So war auch das Rodeln hier streng verboten. Sorglos überlegten wir: Wer wird denn da gerade noch kommen? Schon saßen wir auf und fuhren los. Nun weiß jeder Reichenberger, dass der Baderberg zuerst nach links, danach nach rechts neigt, sodass das Gässchen in voller Länge nicht zu überblicken ist. Als wir in bester Fahrt waren, schrie Ferdel: „Jesmarja ej Puuz!“ Da kam wirklich von unten her so ein dicklicher Polizist heraufgewackelt. Breitbeinig mitten in der Bahn, fuchtelte er mit den Armen in der Luft herum und schien uns aufhalten zu wollen. Ausweichen konnten wir nicht – der Weg war viel zu schmal – anhalten konnten wir den Schlitten bei dem Schwung auch nicht. Ich dachte: „Ötz ös olls ejgol!“, drückte die Augen zu und ließ den Schlitten laufen. Dann gab es einen Stoß und einen Ruck und hinter uns lag einer im Schnee und schimpfte fürchterlich. Wir zwei erwischten den Rodel gerade noch am Bandel. Dann ging's in die Zillergasse hinein, in die Bindergasse 'rum, in die Breite hinein – und weg waren wir.

Mit der Zeit ließ das Rodelfieber nach, mit den Jahren auch auf den Straßen und Gassen der Stadt. Die Erwachsenen zog es Sonntags auf die neue Jeschkenrodelbahn, nach Rudolfsthal und Friedrichswald. Die Rückfahrt ging nach Katharinenberg hinunter zum „Stieglitzen“ oder die Harzdorfer Straße bis zur „Buttleischenke“. Ein Töpfel Kaffee und ein großes Stück Mohnbuchte gehörten zum Programm. Nur die Kinder tummelten sich auf jedem Berg, hatten glänzende Augen wie früher, lachten und juchzten, genau wie wir's in unserer Jugendzeit gemacht hatten.

Schlittschuhfahren

Erinnerungen an Reichenberger Schleifplätze

„Ich weiß ne, früher müssen de Winter vill strenger gewast sein“, su redten se drhejme ofte und unser Oberlehrer Watznauer drzählte uns ejmoul ei dr Schule, wie sie Jungen worn, dou sein se of dr zugefuhrnen Neiße bös of Brandel naus getschindert. Mei Onkel wieder woßte, doß ejmoul dr Männergesangverein zu Ustern om gefuhrnen Mühlteiche gesungen hout. Villeicht worn dos ou ausnahmsweise kale Winter. Ober wie ofte kom's zu unser Zeit nou vier, doß mir Kinder om hindern Ende des Gondelteiches uns of de Brater setzten, um vun Schlittschuhfahren auszuruhn.

Ja, dos Schlittschuhfahren wur doch naben Schlittenfahren unse grißte Winterfrejde. Freilich, unse orschten Schlittschuhe worn nou rajcht ejfach. Fr 20 Kreuzer hott ich mr ej Puur „Hallifax“ vu enn Jungen gekouft. Se hotten enn seitlichen Hebel, dan mr odröcken mußte, soßen nie orndlich feste und gingen noch ollen pur Schrieten wieder lus. Wie ich wieder ejmoul heulend hejmkom, weil's mit menn Schlittschuhen gur ne kloppen wollte, logen ej Puur ganz neue „Franzousen“ om Tösche. Mir gingen orndlich de Ougen über. Die hotten schun hinten ejne Schraube, die mr mit enn Nohle oziehn konnte. Später tschacherte ich mr vu enn Jungen ej Puur „Merkur“ ei, die sugur nou ejne Spur vu Nöckel zeigten. Of dan bin ich juhrelang gefuhren.

Ei Rusenthol

Unse orschten Vrsuche machten mir Ejlchner Jungen natürlich om Schnie und of zugefuhrnen Pfötzen. Ober bale drnou wougten mr uns schun om Rusentholer Teich. Dort wur ej Laben! Besonders a schulfreien Nachmöttagen, herrschte dort ej Gewimmel vu großen und klenn Kindern, doß mr ne traten, vill winger fuhren konnte. De enn schuben, de andern zugen einander, andere spielten Hoschens, monche sausten sich gegenseitich ei de Bejne und oft log ej ganzer Haufen Kinder übereinander. Dr ahle Bejer kassierte de Kreuzer, drehte sann Leierkosten, rouchte drbei seine Pfeife und seine Froue vrkoufte dränne ei dr Wärmestube Waffeln, „Herzestärke“, Lukrejzen und hejßen Cai, zu 5 Kreuzer 's Glasel.

Wenn's drnou dunkel wur, zündete dr ahle Bejer a pur großmächtsche Laternen o, denn Bougenlumpen und Neonrühren gob's doumouls nou ne.

„Elektrisches Petroleumgas“ hieß'n mr später ömmer seine Salonbeleuchtung. Röchtich halle wur's drbei ne und watter hinten blieb's ömmer hübsch dunkel. Trotzdem wur's ou dort hinten immer rajcht belebt. Meistens übten sich dort junge Madel und Borschen an Bougenschleifen und ols ich ejmoul mejnte, worum die ne dou vorne bleiben, mejnte Jakob Korlei: „Ja, weißte, die hon's halt schun an Gefühle.“ Ou an dan Bodekabinen, die ols Oschnollräume dienten, herrschte ömmer su ej geheimnisvolles Dunkel. Trotz all dan hon mr uns of dan Rusentholer Bodeteiche rajcht wohl gefühlt und monch herrlichen Winternochmöttag vrlabt.

Om Gondelteiche

Ja, dar liebe Gondelteich, dos wur halt ej idealer Schleifplotz! Wunder-schiene eingebettet zwöschén huchstämmigen Tannen und Fichten zug ar sich dos Tol ahinder. Vu dr Siebenhäuserstrouße konnt mrrn fost dr ganzen Länge nouch übersahn. Dou stonden oft tausende Menschen, besonders Sunntags, und kuckten of dos Gewimmel nunder, denn dou wur dar Gondelteich oft schworz vu Menschen. Huhe Schnieberge sejnten de Eisfläche zengström ei und dar mächtige Leierkosten dröhnte ei dar kluren Winterloft, doß mr's dorch de holben Siebenhäuser hierte. –

Wos hon mr während unser Studentenzeit of dan lieben Gondelteiche ne olls ufgeführt! Gehoscht und gejoht hom'r einander, Schlange gezoun, Rollmöpfe eigewöckelt, Schworzen Mon und Torkenkoup gespielt, Tandem gefuhren sein mr, Czardas getanzt hon mr und monches andere getrieben. Monchmoul hon mr ober ou ollerhand geübt; De „Schwolbe“, 'n „Holländer“, 'n „Amerikaner“, 'n „Kadettensprung“ und wie dos Zeug olls hieß, brocht'n mr genau su gutt wie enn röchtschen Eiswalzer. Om übermütigsten worn mr ömmer Samstag nochmöttags, weil mr dou'n nächsten Tag kejne Schule hotten und ou kejne Ufgoben machen brauchten. Dou kruchn mr sugur of de Schwanenönsel, sotzten uns of's Dach und rotschten of dr andern Seite wieder nunter. Dr Übermütigste vu uns ollen wur Fritz. Seine Eifälle worn ne zu übertreffen, ar heckte die tollsten Streiche aus. Ar ös leider ols orschter aus unsererer Klicke gerössen wuren und ich hätte mr's doumouls ne trejmen lossen, dos ich'n war ejmoul de Grobrede halen müssen...

Doumouls ober hing uns ja dr Himmel noch vuller Geigen, mr tollten om Eise röm, songen oder pfföffen de Melodien mit, die dr Kosten spielte: „Das ist das süße Mädel“, „Kind, du kannst tanzen wie meine Frau“, „Ha-

ben Sie nicht den kleinen Kohn gesehen?“ und olle andern doumoligen Schlager. Wenn dann gegen 11 Uhr de Lompen auslöschten, de Männer ofingen dan Schnie wegzuschuren und de Spalen an Eise mit heißen Wosser auszugissen, dann johten se uns runder. Nu gingen mr ober orscht nou zu Wullmonn nüber of ej Puur Broutworschtl mit Sauerkraut. Worn dos herrliche Zeiten! Und dann orscht de Oubendschleifen mit Militärmusik! Wenn dann die Eiskünstler komen und sich produzierten, de Marischka Schneider und dar klejne Wort aus dr Burenschänke, dou stonden mr ei enn grußen Kreise dröm röm, öm dan wos obzukucken. Später gob's ouch sugur Maskenschleifen. A ejs kon ich mich nou ganz genau drönnern.

Mr hotten doumouls enn Professor, Gott loß'n selich ruhn, dan worn mr ne grüne, denn ar hotte uns wegen enn Rodelausfluge, dan mr mit a puur Madeln noch Buschdorf und an Kotterberg gemacht hotten, bei unsen „Ah-len“ vrnadert. Drum hotten mr ejne Picke uf'n. Ar wur sunst ejne fesche Figur, dos muß't'n dr Neid lossen. Desholb zug'r ou monchmoul de Augen dr holden Weiblichkejt uf sich und tot villeicht gelegentlich ou monchmoul enner ej Brinkel nouchkucken. Dos hotten mir natürlich längst weg. Drum meinte Fritz: „Wößt ihr wos? Mir veruzen Fipsn, su hieß'r bei uns gewöhnlich, ban nächsten Maskenschleifen. Ich ho ejne Idee. Ernst und ich, mir ziehn uns ols junge Madel o und hängen uns beide Fipsn an Orm. Poßt ok uf, dos word ej Gaudi!“ Mir andern olle worn begeistert und konnten dos nächste Maskenschleifen ne drworten.

Nu wur dar Denstag dou. Fritz und Ernst hotten sich schrecklich ogeschöckseht. Se komen beide ei Damenunderziehausen mit brejten Spötzen unten dro, hotten lichte Strömpe und weiße Nachtjacken o und worn uben röm furchtbur ausgestoppt. Vorn Gsöchte hotten se natürlich ejne Lorve und ej buntes Kouptüchel om Koppe. Se fuhren Orm in Orm om Eise röm. Fritz tot schrecklich steif wie ej Ofänger und schmieß ej Bejn öms andere beängstigend ei de Hie. De Leute pröhlten vr Lachen. Mr andern hüteten uns natürlich, ei ihre Nähe zu kummen und beobachteten die beiden ok vu dr Weite.

Dou meinte plötzlich Willi vu dr Lade: „Achtung, Fips ös dou!“ De beiden Underhousendamen hotten natürlich en ou schun entdeckt und schußen of en zu. Se machten enn ömständlichen Knicks und nohmen Fips ejfach ei de Mötte. Ar krichte orndlich runde Augen, ols'r sich of ejmoul vu su vill weiblichen Reizen ömringt sag und vrsuchte ou glei ej lebhaftes Gespräch ozufangen. De beiden Frechdachse ober dorften sich doch ne

vrouten und spielten desholb zwej Stumme. Se zeigten ok min Fingern oder nöckten und schüttelten min Köppen. Unser Profax wollte natürlich glei ollerlej wössen: „Wo kommen denn die beiden Damen her? – Waren Sie schon öfters am Gondelteiche?“ – Ar kriegte ober nischt raus, denn die beiden „Jungfrauen“ weigerten sich entschieden, enn Toun von sich zu gahn. Fritz nöckte ok zu ollen min Koppe und Ernst piepste ömmer an hichsten Fisteltönen: „Hi, hi, hi, hi, ho!“

Su schuben se a ihren spötzenbesetzten Underhousen und weißen Nachtjacken Orm in Orm mit unsen gestrengen Profaxe zwejmoul öm den ganzen Teich röm – ej Böld fr de Götter! Drbei machten se of olle Zukucker winke, winke, oder stolperten zor Obwechslung obsöchtlich über ihre ejgenen Füße; 's wur zun Pröllen. Dann ließen se of ejmoul ihren Partner lus, machten enn zierlichen Knicks und ehe Fips noch rajcht woßte, was se ötz wieder tentieren warn, stond'r schun allejne of weißer Flur und sag nou noch, wie seine bejden drallen Begleiterinnen drvou schwabten und an Gedränge vrschwonden. Suvill'r sich ou ömsag und suchte, ar hout se nemmieh gesahn, denn se worn längst ei dr Gadrobe vrschwunden und hotten sich ömgezoun. –

Om nächsten Tage gob's Geschöchte. Ols de Klassentüre ufging und dr Gestrenge rei kom, wur uns ne ganz koscher zu Mute. Ar trot ofs Podium und ließ seine Blöcke forschend über de ganze Klasse schweifen, ols tät'r jemanden suchen. Ob'r vielleicht wos ei de Nose gekricht hotte? Mr zockten ober ne möt dr Wimper und hielten san Blöcken stand. Dos schien'n zu beruhichn, de peinliche Sponnung ließ nouch. Ar sotzte sich endlich nieder und fing langsam o, „Napoleons konzentrischen Angriff auf die Mitte der Österreichischen Stellung in der Schlacht bei Aspern“ zu entwöckeln. Mr folgten äußerlich sann kriegnerischen Ausführungen mit gesponnter Ufmerksamkeit, mußten ober önnerrlich fortwährend lachen, wenn mr o dan konzentrischen Ogriff dar vrwegen Ludrichen om Gondelteiche dochten. Noch dr Stunde ober gestonden uns Fritz und Ernst, doß se förmlich Blut geschwötzt hotten, wie se unser Profax om Begönne dr Stunde möt sann forschenden Blöcken gestrejft hotte.

Ein Wintersonntag in Friedrichswald

Denkt ihr noch daran, was sich so an einem klaren Wintermorgen bei unserm Volksgarten tat? Wenn jeder ankommenden Straßenbahn eine Menschenmenge entquoll, die hinauf ins Gebirge strebte? Groß und Klein,

Männlein und Weiblein, Kind und Kegel, ja, halb Reichenberg war an solch einem Sonntag auf den Beinen. Die einen hatten ihre Brettel geschultert, die anderen zogen sie an Leinen hinter sich her, manche hatten sie auf Rodel geschnallt. Es war oft noch ganz finster und die letzten Ballgäste verließen eben erst den Volksgarten, da gingen die Ersten schon los und die Völkerwanderung riss den ganzen Tag nicht mehr ab.

Die fröhlichen Menschen wanderten durch den verschneiten Winterwald über die sieben Hügel, an der Postbuche und Christkindelwiese vorbei bis auf den Rudolfsthaler Sattel. Hier auf dem „Schibahnhof“ wurde angeschnallt. Und nun folgte der erste Rutsch über die Wiese hinunter auf die Harzdorfer Straße. Diese Wiese aber hatte es in sich. Sie barg nämlich einige ganz heimtückische, unverschämte Holper und hier gab's die ersten Stürze der nicht ganz Sicheren. Hier entstanden die ersten schwarzen Kleckse in der sonst noch ganz reinweißen Fläche. Die Gewandteren setzten kühn über diese Fußangel hinweg und waren im Nu unten auf der Straße.

Nun ging's jenseits gleich wieder über die Wiese auf die Buschschenke zu. Die lag in der Frühe noch still und friedlich da. Nur auf dem sanften Buschdorfer Hang übten schon einige blutige Anfänger. Die Menge aber zog nach Friedrichswald hinaus. Die ewigen Windungen der Straße wollten und wollten kein Ende nehmen. In späteren Jahren überholte uns hier meist der vollgestopfte Friedrichswalder Autobus, der von Harzdorf heraufkam. Das gab eine prächtige Gelegenheit, sich hinten anzuhängen. Der lange Schwanz brachte den schwer vorwärts kämpfenden Wagen fast zum Stehen.

Endlich war die Kippe oben erreicht und nun zerstreute sich die Menge nach verschiedenen Himmelsrichtungen. Die einen fuhrten die Straße weiter, andere links davon über die Hügel. Sie strebten wohl hinaus nach Neuwiese und Christiansthal. Die ganz Bequemen kehrten hier schon im „Trompeter“ einmal ein. Wieder andere stiegen den Hang hinauf nach der Weberbergbaude oder fuhrten an ihr vorüber und tummelten sich stundenlang auf den herrlichen Dornsthängen. Wenn es dann gegen Mittag ging, war es hoch an der Zeit, sich bei „Streiten“ in der warmen Gaststube einen Platz zu suchen. Ja, die rosigblühende gute Frau Streit verstand ihr Handwerk, das musste man ihr lassen. Daher auch der große Andrang zu Mittag. Trotzdem gab es kein nervöses Gedränge, denn Vater Streit war nicht aus seiner Ruhe zu bringen.

Nach Tisch ging's gleich wieder hinauf zur Königshöhe. In früheren Jahren in die alte gemütliche Baude zum unverwüstlichen alten Hübner, der

beim Zahlen stets die falschen Ziffern zusammenzählte, die Augen rollte, sich dabei aber nie verrechnete, später in die neue Baude oder weiter hinten ins Naturfreundehaus. Viele aber fuhren gleich wieder ab; entweder durch den Hohlweg, der aber ein paar scheußliche, grobe Löcher aufwies, die so manchen zum Straucheln brachten, und daher von der Mehrzahl gemieden wurde, oder über die neu angelegte Schiabfahrt. Hier gab's leider im unteren Teil oft starke Verwehungen, die aus den Schifahrern Wellenreiter machten, sodass jeder froh war, wenn er ungeschoren endlich den Waldausgang erreichte. Nun aber hinunter über die Friedrichswalder Hänge und hinüber zu „Scholzen“.

Die kleine hölzerne Baude schaute oft kaum aus den Schneemassen heraus. Vor der Tür steckten Hunderte von Bretteln in den großen Schneehaufen und wenn die Tür aufging, strömten weiße Dampfschwaden heraus in die kalte Winterluft. Drinnen aber herrschte ein gemütliches Gewühl. Handschuhe, Strümpfe und Socken hingen in der Nähe des Ofens zum Trocknen. Pfützen von den abgetauten Schuhen standen unter Tischen und Stühlen und in der hölzernen Veranda herrschte ein Geschwirr, dass man häufig das eigene Wort nicht verstand.

Um den Schank gab es ein lebensgefährliches Gedränge, denn alles hatte Hunger und Durst. Hin und wieder gelang es Scholzen mit einigen Tellern Suppe bis in die Veranda durchzukommen. Dass dabei sein Daumen, mit dem er die Teller hielt, meist ein wenig in die Suppe eintauchte, machte bei dem Bärenhunger kaum jemandem etwas aus.

Scholze-Reinhold war übrigens ein Original in seiner Art. Von Haus aus Steinspalter und Holzfäller, zäh, sehnig und von einer bedächtigen Ruhe wie alle Gebirgler, hatte er sich mit seinem Bruder die Baude und den Badeteich mit eigener Hände Arbeit, ohne jede fremde Hilfe, aufgebaut. Nebenbei war er ein leidenschaftlicher Jäger. Wenn er einmal einen Hasen in der Nähe witterte, dann begann sein Weidmannsherz mächtig zu hüpfen. Er ließ Gäste Gäste sein, holte sein Schießseisen hervor und rannte dem Hasen nach in den Wald.

Seine Frau aber stand mit hochrotem Gesicht beim Ofen und suchte selbst noch in der Kriegszeit dem Ansturm der Massen gerecht zu werden. Die Ungeduldigen aber riefen unentwegt: „Herr Scholze, Herr Scholze, kommen Sie nur auch einmal zu unserm Tisch!“ – „Na, ich kumm ja nouch und nouch zu ollen, Se müssen halt a Bössel Gedold hon!“, meinte er in seiner unerschütterlichen Ruhe, und darauf: „Na wos wollen se denn heute;

mr hon ja ollerlej, mit Kurte und ohne Kurte!“ Aber die meisten wünschten nur das typische Scholze-Essen: Ardeppel mit Potter und Quork und Pottermöchl.

Doch in den späteren Nachmittagsstunden lichtete sich die Gaststube, denn man wollte es zur Heimfahrt nicht dunkel werden lassen. Nun sah man die Schifahrer von allen Seiten in langen Reihen, immer einer hinter dem anderen, über die Hänge nach der Kippe zustreben, über der meist ein heller, rötlicher Abendhimmel stand. Nur die unsicheren Fahrer, meist Mütter mit ihren Kindern, fuhren auf der Straße nach Rudolfsthal zurück. Die Mehrzahl aber wählte die herrliche Schiabfahrt. Es dauerte nicht lang, so war man unten, d. h., wenn nicht etliche im Wege lagen, über die dann alle anderen der Reihe nach hinwegkollerten. Die Unternehmungslustigsten fuhren beim Förster hinunter. Zuerst ging das prächtig am Tiergartenzaun entlang, aber weiter unten wurde es kritisch, besonders wenn man direkt unter dem Försterhaus zum Steilhang hinüber einbiegen wollte. Da wühlte sich so mancher mit dem Kopf in den tiefen Schnee, als hätte er nach Erdöl bohren wollen. Zur Belohnung dafür stand man aber dann hoch oben am Steilhang am Zaun und genoss den prächtigen Blick auf die verschneiten Holzhäuschen von Rudolfsthal. Im pfeilschnellen Schuss sauste man dann hinunter. Es wippte zwar noch einmal über den Querweg und schon endete man drüben in einem eleganten Schwung auf der Wiese vor „Weberchristels“ Haustür.

Indessen wurde es aber Zeit, an die Abfahrt nach Reichenberg zu denken. Bei der Buschschenke teilten sich wieder die Scharen. Die ganz gemütlich abfahren wollten, rutschten die Harzdorfer Straße hinunter über die „Buttleischenke“ und „Schweizervilla“ auf das Ausstellungsgelände zu. Die große Masse aber fuhr über die Hohebergstraße ab. Von einer glatten Abfahrt war aber da meist nicht die Rede, denn gleich am Beginn oben gab's zwei sakrische Kurven, die von den vielen Fahrern meist blank geschauert, sehr oft auch vereist waren. Zudem schauten nur zu oft noch Steine heraus oder lagen Menschen zum Knäuel geballt gerade an der Stelle, wo sie lieber nicht hätten liegen sollen. In geduckter Stemmstellung, jede Sehne angespannt, alle Augenblicke zum Sturz bereit, mit zitternden Knien suchte man über diese Hindernisse hinwegzukommen und war glücklich, am Marienweg wieder freiere Bahn zu haben. Hatte man endlich die Postbuche passiert, begann ein seliges Wippen und Schweben. Hier konnte man die Hände in die Taschen stecken und die Brettel laufen las-

sen. Rasch war man über den Annenweg hinweg und unten beim Volksgarten.

Hier endete meist ein solches Sonntagsunternehmen. Endlich wurde abgeschnallt, der Schnee abgeklopft, die Brettel geschultert. Die einzelnen Gruppen, machmal ein bisschen zerschunden, trennten sich. Die Wangen brannten, die Augen leuchteten und die Lungen hatten sich mit Unmengen reinster, frischer Wald- und Höhenluft voll gepumpt. Es langte für eine ganze Woche. Und was war das wieder für eine herrliche Heimfahrt gewesen. Von der Königshöhe (über 800 m hoch) durch Schneisen, Hohlwege und über herrliche weiße Hänge in fast einem Zug herunter zur Stadt, manchmal bis vor die Haustür. Wo konnte es etwas Schöneres geben? Ja, so ein Winter-sonntag in unserer Heimat, wer den einmal miterlebt hat, dem bleibt er ewig unvergessen.

Unser lieber alter Volksgarten

Er lag oberhalb des Kaiser-Josef-Parks, war ein stattlicher Bau mit einem weitläufigen Gastgarten. Darin stand ein Musikpavillon, waren lange Tisch- und Stuhlreihen aufgestellt, aber auch ein Spielplatz für Kinder war vorhanden. Eine lange Glasveranda bot Raum für zahlreiche Gäste, wenn schlechtes Wetter aufziehen wollte.

Die älteren Reichenberger können sich wahrscheinlich auch noch an den früheren einfachen Gasthof erinnern, der jahrzehntelang an dieser Stelle gestanden hatte, das „Belvedere“, wie er allgemein hieß. Schon damals und natürlich auch später spielten an Sonntagen im Garten Musikkapellen unter Pochmann, Schwertner oder Hennig. Die Gäste saßen an den Tischen beim „Maffersdorfer“ oder „Pilsner“, die Frauen bei Kaffee und Kuchen und unterhielten sich lebhaft mit Freunden und Bekannten. Draußen aber vor der Umfriedung standen in Mengen die Zaungäste und hörten den Klängen der Musik andächtig zu.

Der hohe Saal des neuen Baus war groß und hell und trug auf zwei Seiten breite Galerien. Daneben lag ein kleiner Saal und ein Sonderzimmer. Weiträumig waren auch die Garderoben im Vorhaus, in das man vom Garten her, aber auch von der Rückseite eintreten konnte. Lange Jahre war der Volksgarten an den Gastwirt Rudolf Hecker verpachtet.

Hier fanden nicht nur zur Faschingszeit ausgiebige Schlachtfeste statt, sondern auch zu allen anderen Gelegenheiten. Da gab es Wellfleisch,

Blut- und Leberwürste, Schweinebraten und Gehacktes mit Kren und Sauerkraut.

Es gab aber auch große Ballveranstaltungen vom „Bund der Deutschen“, vom „Deutschen Schulverein“, vom Lehrgesangverein „Silcher“, vom Stenographenverein, von den Gastangestellten (Kellnerball) u.a., oft noch weit in die Fastenzeit hinein. Was für ein Leben und Toben herrschte da! Oben auf der Galerie war die Weinstube eingerichtet und ein eigener Schanksims aufgebaut. Dahinter lagen gemütliche Kojen für Liebespaare und andere, die sich gern etwas zurückzogen. Auf dem weit vorspringendem Podium im Saal spielten schmissige Tanzkapellen. Links davor war die Glücksbude aufgebaut, wo die Verlosungen stattfanden.

Ich erinnere mich noch gern an einen herrlichen Silcherball, bei dem die „Meistersänger vu Reichenberg“ aufgeführt wurden, wo die verschiedenen Handwerker mit ihren Zunftzeichen hereinmarschiert kamen. Unser Chormeister, Hugo Wagner, hatte dafür den Einzugsmarsch aus den „Meistersängern“ umkomponiert. Die voranschreitenden Musikanten mussten fürchterlich falsch blasen.

In einem auch sehr lustigen Stenographenball übten die Jünger Gabelsbergs weniger ihre Fingerfertigkeit, vielmehr die Beingelenkigkeit bei recht anmutigen Volkstänzen. Auch hier gab es bei der Verlosung recht nette Sachen zu gewinnen. Ich bekannter Pechvogel aber zog dabei viermal hintereinander immer wieder eine Niete.

Die Faschingsveranstaltungen dauerten oft bis in die Morgenstunden hinein, und nicht selten kam es vor, dass die letzten, aber noch lange nicht die allerletzten Gäste frühmorgens beim hinteren Ausgang auf den ersten Wagen der Straßenbahn warteten, dem bereits die ersten Schifahrer entstiegen, die mit ihren Bretteln nach Buschdorf und weiter hinaus ins Isergebirge zogen.

Im großen Volksgartensaal wurden natürlich auch ernste Veranstaltungen, wissenschaftliche Vorträge, Dichterlesungen usw. abgehalten. Dort haben wir so manchen genussreichen Abend verlebt. Wir trafen hier unseren Böhmerwalddichter Hans Watzlik, hörten Sepp Summer mit seiner Laute, hier las uns Otto Ernst seinen „Appelschnut“ vor, Kollegen brachten die Mundartdichtungen von Julius Vatter zum Vortrag und die Josma Selim ließ sich auch in unserem Volksgarten „ihren alten Fetzen von der Wopperschalek frisch besetzen“. Selbstverständlich gab es hier auch ernste und heitere Musik zu hören, dargeboten von unseren heimischen Orches-

tern und altbekannten Konzertsängern wie Julius Patzak, Fritz Klarmüller u.a., veranstaltet durch die Konzertdirektoren Paul Sollers und Schwedler. Der Saal war meist gut besetzt. Nur die Jugend und etwas zu sparsam veranlagte Konzertbesucher standen hinten auf den Stehplätzen. Hatten dann aber die Vorführungen begonnen und wurde der Saal vielleicht gar etwas verdunkelt, dann versuchten die Stehenden rasch noch einen leeren Sitzplatz in den hinteren Reihen zu erwischen. Buchhändler Schwedler war wütend und bei der nächsten Veranstaltung lagen auf allen Stühlen in den hinteren Reihen große Zettel mit deutlichem Fettdruck: „Stehplätze sind keine Sitzplätze!“

Wie mag es nun heute dort aussehen, wo wir so viele schöne Stunden, so viele frohe Feste einst verlebt haben? Eine stille Sehnsucht überkommt wohl jeden, wenn die alten lieben Erinnerungen wieder einmal wach werden.

Der Annenweg

Unser Annenweg? – Wer von uns könnte ihn vergessen? Wer würde sich seiner auch im fernsten Winkel der Bundesrepublik nicht mehr erinnern? ... War er doch fürs Erste der Spazierweg der Reichenberger schlechthin. Wenn auch die Jüngeren weiter hinaufstürmten, die Bequemen dagegen pilgerten Sonntag für Sonntag den Annenweg entlang. Doch auch in der Woche war er für viele, die nicht viel Zeit hatten, oder nach Büroschluss noch ein kleines Stündlein sich ergehen wollten, der geeignete, erholsame Spazierweg.

Gleich hinter dem Volksgarten ging es wohl erst auf dem alten Buschdorfer Weg ein Stück steil hinauf, aber schon beim kleinen Wasserbehälter, auf dessen Dach wir als Kinder so gern herumtrampelten und in dessen Inneren es immer so geheimnisvoll rauschte, zweigte links der Annenweg ab. Fast eben führte er zunächst durch hochstämmigen Fichtenwald. Bei der ersten Wegbiegung nach rechts kreuzte ihn bereits die Skiabfahrt und gleich darauf der Karolinenweg, der vom Stadtwäldchen heraufkam.

Nun führte er fast ein wenig bergab bis zu der lang gestreckten Waldwiese, auf der man, wenn man ein Frühaufsteher war, gelegentlich äsende Rehe antreffen konnte. Im Winter aber bot diese sanft abfallende Wiese einen prächtigen Schiauslauf zum Stadtwäldchen hinunter, wenn man die Tücken der Hohenbergstraße glücklich hinter sich gebracht hatte.

Der Annenweg aber führte von hier aus wieder nach links durch schönen Hochwald, bis er sich dann nach rechts drehte. An dieser Stelle hatten etwas abseits vom Weg Unbekannte an den Bäumen eine Reihe Heiligenbilder angebracht und eine Bank davor aufgestellt. Diese Sache sahen unsere Stadtväter nicht gerade gern. Sie ließen es zwar zu, wollten nur auf alle Fälle verhindern, dass sich hier eine Art Wallfahrtsstation entwickeln würde.

Nachher lief der Weg durch jüngere Baumbestände langsam wieder bergab hinunter zur Baierbachschlucht, denn hier kam der genannte Bach vom Hohen Berg herabgestürzt. In der Schlucht lagen Hunderte bemooste Felsblöcke, über die der Bach herabsprang, zwischen denen sich aber auch das kristallklare Wasser in kleinen Becken sammelte. Hier lagen im Wald versteckt das „Herkulesbad“ und das „Sieberbad“. Das waren kaum einen Meter tiefe Wassertümpel, die sich viele Jahre zuvor einige beherzte Jünger Pfarrer Kneipps angelegt hatten. Sie kamen jeden Morgen frühzeitig aus der Stadt heraus und sprangen in das kalte Wasser. Mein Vater erzählte oft von einem dieser Leute, der selbst in den kältesten Wintertagen das Baden nicht aufgab, nachdem er sich mit einem Beil die Eiskruste aufgeschlagen hatte. – Er soll aber auch keine hundert Jahre alt geworden sein.

Von hier führte der Weg am murmelnden Baiersbach entlang, der jetzt ein sanfter Wiesenbach geworden war. Später wurde ja an dieser Stelle von der Gemeinde Ruppertsdorf das Waldschwimmbad errichtet, das an warmen Sommertagen viele Badelustige aus der Stadt und ihrer Umgebung anlockte. Bald darauf bog der Annenweg wieder nach links und führte nun auf ebener Talsohle, auf beiden Seiten von Höhenrücken begleitet, von alten Fichten beschattet, auf das Stadtwäldchen zu.

Dort, wo der Weg hart am linken Berghang vorbeiführte und einige Felsklippen zutage traten, hatte man vor Jahren eine Waldbühne errichtet, auf der einige Sommermonate hindurch Vorstellungen gegeben wurden. Dieses Waldtheater hielt sich aber nicht lange. Die schattige Lage und die oft recht kühlen Sommer waren wohl schuld, dass das Unternehmen bald wieder einging.

Der ebene Weg führte nun an einigen Tennisplätzen vorbei, früher auch an den Badekabinen des alten Badehauses, und dann mitten durch den Gastgarten des Stadtwäldchens. Erst später hatte man ihn um die Wirtschaft herumgelegt. Er mündete kurz darauf in die vom Volksgarten herunterführende Straße ein.

Wer saß hier nicht gern in unserem lieben Stadtwäldchen unter den alten, schattigen Kastanien – für Sonnenhungrige diente die später aufgeschüttete kleine Terrasse – und schlürfte seinen Kaffee nicht mit größtem Behagen aus den hohen Kaffeegläsern, wozu selbstverständlich die Mohnbuche gehörte, die Frau Mai gar trefflich zu backen verstand? Sie hatte deshalb auch Sommer und Winter ihre Stammgäste. Gab es doch alte Reichenberger, die jeden Morgen heraus frühstücken kamen. Selbst in den kältesten Wintertagen konnte man den alten Musiklehrer Ferdinand Gerhardt mit den Seinen, den Kirchenrat Pfarrer Piesch und einige andere Unentwegte noch ganz im Finstern mit einer Laterne in der Hand bei der „Milchmartha“ durch den Schnee zum Stadtwäldchen stapfen sehen, um dort ihr Frühstück einzunehmen.

Vor dem Stadtwäldchen endete nun unser viel begangener Annenweg, auf dem die Reichenberger im Sommer und Winter in beiden Richtungen dahinzogen. Was mag er alles gesehen und erlebt haben! Als Kinder war er für unsere Streifzüge durch den umgebenden Wald der zentrale Ausgangspunkt. Als eifrige Jünger Karl Mays pirschten wir uns durch sein Gebüsch, führten dort unsere Indianerspiele auf und übten uns im Spurenlesen und Fährtsensuchen. In der Tanzstundenzeit gingen wir den Weg auch gern, bevorzugten aber noch lieber seine stillen einsameren Nebenpfade.

Als junge Lehrer zogen wir selbst nächtlicherweise manchmal über den Annenweg. Wenn wir uns vorher am Stammtisch in der „Post“ über allerlei Themen erhitzt hatten und die Meinungen und Gegenmeinungen zwischen Wagner-Hugo, Simon-Ferdinand, Tschörner-Josef (mit seiner unzertrennlichen Virginia), Altmann-Ferdel und wie die lieben Kollegen alle hießen, hin und her geflogen waren und zu keiner Klärung gefunden hatten, konnte man doch nicht gleich nach Hause gehen, dann musste die Debatte draußen fortgesetzt werden. Was war da geeigneter als ein nächtlicher Spaziergang über den nun ganz einsamen, stillen Annenweg? Einmal war es bereits zwei Uhr nachts, als vier solche Hitzköpfe, Habenicht-Willi, Hoffmann-Richard, Koch-Willi und ich heftig debattierend, ganz im Finstern über den Annenweg stapften.

Das war also unser alter Annenweg, der zu jeder Jahreszeit mit neuen Reizen aufwartete, der im Frühling ebenso lockte wie im Herbst, der im Hochsommer so begehrt war wie im Winter, den man einfach nicht satt bekam. Auf keinen passen wohl die Eichendorffschen Verse, die ein Natur-

freund an einer alten Fichte im unteren Teil des Annenweges hatte anbringen lassen, besser als auf ihn:

Nie ermess' ich diese Wege,
nie ergründ' ich dieses Tal,
und die altbekannten Wege
grüßen neu mich jedes Mal!

Ja, er begrüßte uns jedes Mal aufs Neue. In der Erinnerung aller Reichenberger lebt er fort als unser schönster heimatlicher Wanderweg.

Osterspaziergänge

Oft waren bei uns daheim zur Osterzeit die Bäche und Flüsse noch nicht vom Eise befreit, besonders wenn Ostern zeitig im Jahr fiel. Aber in der Regel herrschte doch um diese Zeit auch bei uns daheim in der Natur die richtige Osterstimmung. Alles schien sich erneuern zu wollen. Die kurz vorher noch grauen Wiesen bekamen Farbe, das junge Gras streckte neugierig seine saftig grünen Spitzen hervor, die Weiden hatten ihre seidenweichen Kätzchen aufgesteckt und die gelben „Würstel“ der Haselnusssträucher fingen mächtig an zu stäuben und wurden von summenden Bienen bereits fleißig umschwärmt. Ein feiner Duft durchzog die ganze erwachende Natur, man roch förmlich den Frühling.

Wanderte man aber am Beiersbach oder am Jeschkenbach entlang, so hörte man ein so lebhaftes Murmeln und Glucksen, als hätten sich die Wasserlein gar so viel zu erzählen gehabt von des Winters Gewalten, denen sie nun entronnen waren. Unsere Gebirgsbäche führten zu dieser Jahreszeit viel Schmelzwasser zu Tale und wo sich noch eine dünne Eisdecke zeigte, kullerte es mächtig darunter, denn geschwätzig schnell rollten die klaren Wellen dahin und rissen ein Stück nach dem anderen von den Fesseln des alten Eispanzers hinweg.

Die warme Frühlingssonne drang in die letzten verstaubten Winkel und laue Lüfte fegten aus den dumpfen Stuben die Menschen hinaus ins Freie. Wenn sich dann noch ein klarer blauer Himmel, wie frisch gewaschen, über Stadt und Land spannte, waren selbstverständlich auch die Kinder zu Hause nicht mehr zu halten und liefen hinaus in Gottes freie Natur.

Zuerst holten sie gewöhnlich ihr Kugelsäckel vom Boden herunter und begannen auf den trocken gewordenen Stellen vor den Wänden der Häuser zu pinken. Die Mädels aber zogen ihre Kästchen und Kreise in den Sand, begannen zu „hippeln“ und spielten „Himmel und Hölle“.

Mit großen Wanderungen war zur Osterzeit meist noch nicht viel anzufangen. Das Isergebirge war gewöhnlich noch nicht schneefrei. Seine schattigen Wälder blieben den heißen Sommertagen vorbehalten. Die Gegend hinter dem Jeschken mit Hammerteich und Hirschberg, den blühenden Obstalleen und dem jungen Buchengrün im Kummergebirge war wieder das Ziel der fröhlichen Pfingstausflüge. Zu Ostern begnügte man sich mit einem Spaziergang nach Ruppertsdorf zum „Bilde“, über den Fuchsberg nach Habendorf in die „Krone“ oder ins „Herrenhaus“, später auch vielfach in die „Bleichen“ oder durch den anmutigen Kratzauer Forst nach Kratzau-Neudörfel zum „Kaffee-Peuker“.

In unserer Jugendzeit war ein typischer Ausflug für uns Jungen, der alle Jahre am Gründonnerstag wiederholt wurde, eine Wanderung zur Ruine Hammerstein. Ein paar Gleichgesinnte waren rasch zusammengetrommelt und dann ging's über den Machendorfer Meierhof hinunter zur Schwab-Fabrik. Unter dem Viadukt der Zittauer Strecke hindurch und über die Wiese hinüber zum Einlauf der Neiße in den Stollen, der die große Neiße-Schlinge abkürzte, damit sie das nötige Gefälle bekam, um jenseits des Berges das Überlandwerk betreiben zu können.

Doch lange vermochte uns das dunkle Loch, das in den Berg hinabführte, nicht zu fesseln. Unser jugendlicher Tatendrang verlangte mehr. Hinauf ging's zum Bahndamm und gegenüber vom Wächterhäuschen endlich auf den Burgberg. Wir fühlten uns selbst in die Rolle junger Ritter versetzt, bewaffneten uns mit den wirr umherliegenden Ästen und nahmen die alte Ruine im Sturm – ohne Gegenwehr natürlich. Wir kletterten in allen Gängen und Verliesen herum, durchstöberten alle Winkel und Höhlen und bekamen eine Stinkwut auf die Hussiten, die diese feste weitläufige Burganlage zerstört und in Schutt und Asche gelegt hatten.

Doch bald machte die kriegerische Gesinnung wieder friedlicheren Regungen Platz. Da es keine Feinde mehr zu bekämpfen und nichts mehr zu erobern gab, gingen wir Leberblümchen suchen, die ja hier auf dem Burgberg, wenn auch vielleicht unter altem Laub und allerlei Gestrüpp versteckt, in Mengen wuchsen. Wenn wir dann in den Abendstunden heim-

kehrten, brachten wir zwar keine kriegerrischen Trophäen, dafür aber jeder ein Sträußchen dieser zarten blauen Frühlingsboten mit.

Das trieben wir so bis Ende unserer Bürgerschulzeit. Als wir dann junge Studenten waren, steckten wir unsere Ziele schon etwas weiter. Wieder waren es in der Osterwoche Gründonnerstagsausflüge, an die ich mich noch lebhaft erinnern kann. Nunmehr wanderten wir jedes Jahr am genannten Tag wieder zu einer Ruine, aber jetzt gerade in entgegengesetzter Richtung.

Unser Weg führte uns nun über Dörfel hinaus auf den Kaiserstein und gegen Reichenau. Von hier ging's zum Kopein hinauf, eigentlich besser um ihn herum, denn seinen Gipfel ließen wir links liegen, zu der Ruine Friedstein. Aus den Stimmen der auf den Feldern bereits eifrig arbeitenden Bauern konnte man entnehmen, dass wir mit dem Kopeinrücken bereits die Sprachgrenze überschritten hatten und uns im Tschechischen befanden.

Die Ruine, die in stiller Ruhe da lag, ganz in das junge Frühlingsgrün getaucht, erschien uns aber in ihrer Anlage weit kleiner als der Hammerstein. Sie soll früher, wie uns unsere Eltern erzählten, von Reichenberg aus viel besucht worden sein. Jeden Sonntag wären ganze Scharen wanderlustiger Reichenberger auf den Friedstein gezogen. Als aber in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Nationalitätenstreit immer härter entbrannte, wurden die Besuche des Friedsteins von deutscher Seite immer seltener und hörten schließlich ganz auf. Wir aber fanden um diese frühe Jahreszeit und noch dazu an einem Wochentag dort oben keinen Menschen.

Von dem Burgberg führt eine interessante Felswanderung auf einem langsam abfallenden Grat hinab ins Isertal nach Kleinskal, das früher ebenfalls von Reichenbergern viel besucht worden sein soll. Von dem Bergkamm bietet sich ein reizender Blick auf die Iser, die sich hier zwischen dem Friedenssteinkamm und den gegenüberliegenden „Dürren Steinen“, die wie spitze Dolomitenzacken aufragen, vor Urzeiten hindurchgebissen hat. Im Kleinskal unten kehrten wir gewöhnlich auf eine Suppe ein und verzehrten dazu unsere einfachen Butterschnitten, die damals noch nicht mit allerlei belegt waren, wie man es heute gewohnt ist. Den Rückweg nahmen wir meist über Kukan und Gablonz und zuletzt über den Proschwitzer Kamm.

Das war einmal... Doch das sind Dinge, die man, wenn man das Glück hatte, heil und ganz im Westen gelandet zu sein, unter Umständen auch noch mal erleben kann. Was aber unwiederbringlich vorbei zu sein scheint

und wonach man sich am stärksten zurücksehnt, das sind die Oster-spaziergänge in der alten Heimat. Ich wollte nur einmal noch an einem frühen Ostermorgen in stiller Versunkenheit mich über unser altes Ausstel-lungsgelände gegen den Wald hinaus wenden und von den Dörfern die Böllerschüsse und von Harzdorf und Ruppertsdorf herüber die Osterglocken klingen hören, wie sie einst das Osterfest einläuteten. Ob einem das noch einmal vergönnt sein wird?

De Neunte Symphonie

Wie Reichenberg 1909 eine „Uraufführung“ erlebte

„Wo seid ihr zur Zeit mir,
ihr Lieben geblieben?
Ach, alle zerstreut!“

Dos Schuljohr 1909 wur langsam zu Ende gegangen. Die drhofften Ferien worn endlich dou. Mr Kandidaten aus'n dritten Juhrgange der Lehrerbil-dungsanstalt hotten se kaum dworten könn', denn dou sollte wos Großes viergiehn. Die Idee drzu spöckte schun lange ej unsen Köppen; ober während'n Schuljuhre dorft'n mr uns ne getraun. Enn Tanzkurs fr Lehramts-kandidaten!!! Su wos wur nou ne dou gewast. Wos hätte ok dr Ahle drzu gesoht? Nej, dos dorft'n mr ne wougen. Mr hätten söcher glei ols revolutionärer Johrgang gegolten. Die Idee ober ließ uns nemmich lus. Dou word aben ej Ferialkurs gemacht, hieß es. Dou könn' se uns nischt neireden. Glei wur ej eigener Ausschuß gegründet und de Vrbindung mit Merstigs Tanz-schule ufgenommen. Schun zu Pfingsten worn mr eiloden gegangen und an Ferien druf ging's nu endlich lus.

Ich sah noch deutlich den orschten Oubend a dr Liszegosse vr mir, wie uns dr ahle Soukup, schun ej bössel beleibt, ober nou ömmer rajcht beweg-lich, die orschten Tanzschriete und Vrbeugungen beibrochte. Und dann gur de erschte gemeinsomme Stunde! Mr mußten uns ei dar unfreundlichen, düstern Herrengadroube versammeln. Haußen soßen a dr Wand entlang de Damen, wie de Schwolben ofn Stengel und of dr andern Seite de Garden. Dann ging de Türe uf und mr strömten oder besser schwankten fost naus of dan glotten Parkettbouden und suchten unse eigelerten Verbeugungen nu ozubringen. Hundert Ougen dr Gardedamen vrfolgten kritisch jede Bewe-

gung vu uns. Endlich hotte jeder ejne gefunden, 's blieb zun Glöcke kejne ejnziche übrich. Drnou sötzte sich dr ahle Soukup zun Klavier und lus ging's.

Nun folgte wochenlang a selisches Schwärmen an hichsten Regiounen.

„Das Auge sah den Himmel offen.

Es schwelgte das Herz in Seligkeit!“

Das Schinste ober worn doch de Ausflüge. Jeden Mittwochnochmöttag ging's naus über's Land nach Horzdorf, nach Moffersdorf, noch Hobendorf, mit Kind und Kegel, mit Onkel und Tanten. Dr ganze Tanzkurs wur wie ejne ejnziche grube Familie. Vos wur doo gelacht und gescherzt, gespielt und gesungen! Wie vill Gedöchte worn dou vrbrochen, wie vill Gestanzel gemacht und Fächer bemoult! Nie geahnte Talente schossen wie Pölze aus'n Bouden: Döchter, Musiker, Rhetoriker, Dramatiker und Komponisten. Die Wochen vrgingen wie im Fluge.

Da touchten ei ejnigen Köppen die Idee uf, am Ende ejne grube musikalische Schlußfeier zu voranstalten. Olle worn begeistert, de Gemüter drhötzten sich orndlich, de Unternahmungslost kannte kejne Grenzen. Doß vr uns a dar Begeisterung ok das Beste grode gutt genug sein konnte, vrstond sich vu salber. Also Beethoven natürlich! Und vu dan ei Reichenberg ejne „Uraufführung“ waren sollte, schinierte uns ne an mindesten, uns konnte kejne Ufgabe gruß genug gestellt waren.

Also worn Nouten ogeschofft, Tempi rausgeschrieben und's Orchester zommgestallt. Vierhändiges Klavier, Harmonium, zwej bös drei orschte Geigen, ou suvill zwejte, Cello, Viola und Kontraboß. De andern hotten dan gemöschten Chur zu stellen; ej holbes Dutzend ungefähr a jeder Stömme. Mit su bescheidenen Mötteln gingen mr lus, Beethovens Riesenwerk of de Bejne zu stellen. Vos uns fahlte, drsetztn mr dorch unsre Begeisterung, vos uns zu schwer vierkom, wur ejfach geströchen, vos zu lang wur, gekorzt. Mr worn rajcht grußzügich a sötten Dingen.

Ich salber sollte zuorscht die Pauke schloun; weil dos ober zu vill Spektakel machte (üben solt'ch an Kaller giehn, drmit ne's Haus reballisch wierd), wur drvour Obstand genummen. Also sollte ich dan gemöschten Chur einstudieren und'n vierten Sotz dirigieren. Die orschten drei Sätze wollten se ohne Dirigenten spielen, dou brauchten se kenn drzu.

Nu fingen die orschten Proben o; dos Orchester übte bei Titzen am Keilsberge, de Singstömme bei uns of der Lade. Olle worn mit grüßer

Begeisterung bei dr Sache. Mr probten desholb glei gemösch. Drbei gob's natürlich ou monches Gaudi. Su hotte sich Habenicht Willi, ar hieß bei uns ok de „Nichte“, direkt hinter die Resi gestellt und wenn die Stelle kom: „Diesen Kuß der ganzen Welt...“, do song dos Ludrichen ömmer: „Diesen Kuß der Resi Bernd!“ Die Resi krichte dann ejn ruten Koup und Syro, dar damouls ej Ouge of die Resi hotte, machte wütende Blicke of de „Nichte“. De andern lachten, dr Chur schmieß öm, und mr mußten wieder vu vorne ofangen.

Groß Fritz wieder, unser Hauptspaßmacher, drehte ba dan Proben de holbe Stube öm. Wenn'rs ober zu bunt trieb, ließ meine Mutter de Pflaumknötel an Stöche, kom aus dr Köche rüber, schwong'n Rührlöffel und stallte de aus'n Fugen gegangene Ordnung wieder har.

Die Proben brochten ou de halbe Nopperschoft ei Ufregung. Oft blieben de Leute of dr Gosse unten stiehn und sohten: „Wos hon denn die dou uben fr ej Geschreie?“ Und de Hänsel Grete under uns und die Kretschmer Liese und gur die bei Gerhardten drüben ei dr Musikschule miegen monchmoul de Köppe geschüttelt hon; dos schenierte uns ober ne an geringsten und unse Proben gingen röstich watter. Bale konnten wir bei Titzen de orschte Gesamtprobe osetzen. Weil ober dort de Stube noch klenner wur, wur dar musikalische Lärm noch grisser.

Endlich kom dr Tag der Ufführung. A röchtsches Fieber hotte olle gepackt wie vr enn großen Konzerte. Bei Titzen wur zuorscht de Stube ganz ausgeräumt, dann worn alle Türen ausgehangen, drmit dr Schall dorch olle Räume streichen konnte. Das ganze Titzhaus wur om Bejnen. Ou ei de Nopperhäuser hotten mr Eilodungen geschöckt. Die mußte dr klejne Tschörner Gustel austrohn. Ar wollte ober ne giehn und mejnte knutschig: „Ja, ok ömmer ich!“ San Bruder Robert sohte: „Jawohl, du spielst noch kej Instrument, du giehst dofür vrkejfen!“ Und doubey blieb's.

De Zuhierer soßen ei ollen Stuben, an Vurzömmen, an Vurhause, of'n Stiegen und ville stonden draußen of dr Gosse vorn offnen Fanstern, öm dar denkwürdigen Ufführung beizuwohnen. Mr hotten natürlich ou ernsthofte Kritiker eigeloden. Weil ober unser Musikprofessor Moisel an Ferien ne ei Reichenberg wur, hott'n mr 'n Dr. Morche und 'n Professor Steckert vu dr Handelsakademie bestallt. Die worn ou beide gekummen und hotten an Vurzömmen a dr orschten Reihe Plotz genummen.

Und ötze rollte dos Konzert ob. Zuorscht komen ejnige klejne Sachen, notürlich ou vu Beethoven. Ich entsönne mich heute ok noch, doß zr Ein-

leitung unser Klavierkünstler Butta die „Sonate pathelique“ auswendig runderspielte, druf song unser „Heldentenor“, Raaz Franzel: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?“ Ober dann nohm ou schun's Orchester Plotz. Am Klaviere soßen Butta und Titz Emil, sei Bruder spielte Harmonium, om orschten Pulte hotten Hollmann, dr spätere Musiklehrer a dr LBA ei Graz und Worfel Ernst Plotz genummen, Bratsche spielte Jantsch Edi, Kontraboß ober Watznauer Willi, vu uns ok Boßwilli gehejßen, dr geistige Urheber dr gonzen Vronstaltung. 's Cello striech Tscheppan Thedi u.s.f.

Und dann ging's worklich lus. De orschten drei Sätze rauschten vorbei. Die Leute soßen wie die Mäusel. Mr hätte ejne Stecknodel runderfollen hieren könn'. Endlich kom dr 4. Sotz, of dan ja olle om mejsten neuschierich worn. Nun trot dar gemöschte Chur uf. Ei dan klenn Raume herrschte ej Gedränge, doß mr sich ne ömdrehn konnte. Ich stond of enn Schammerle zwöschén Tür und Angel, holb drönne, holb draußen, und schwong mej Taktstöckel. Nu komen ou schun die orschten Takte und glei druf dos Rezi-tativ vu Raatz Franzeln: „Freunde, nicht diese Töne lasset uns anstimmen, sondern angenehmere und freudenvollere!“ und dou folgte ou schun dos Hauptthema an Kontrabosse: Bum, bum, bum, bum, buuum, bum, bum, bum... Und dann wechselten Chor und Soli a bunter Reihenfolge.

Es kloppte prima und de halle Frejde jubelte aus ollen Kehlen. De Habel Olli song wie ej Glöckel und de Parsche Erna ließ ihre dunkle Oltstimme drzwöschén klingen, olle ober überstrahlte dr lange Hermann mit sann prächtigen Bosse, dan'r ja später noch monchmoul ols Solist ei Konzerten hieren ließ. 's wur ja ou kej Wunder, doß Schillers „Lied an die Freude“ bei uns jungen Leuten, noch drzu während enner Tanzstundenzeit, söche Be-geisterung auslieste; denn zu kenner andern Zeit sein doch de Gemüter su ufgeschlossen und die Herzen su empfänglich für sötte Reime wie:

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!“

Ja, se möschten ihren Jubel ei, se songen und musizierten, doß es ejne Frejde wur, ejs rieß dos andere mit sich fort. So ging olls wie om Schnürdel bös zom Buchstoben M. Dort sollte dr ganze Chur dann vuller Kroft eisetzen:

„Freude, schöner Götterfunken.
Tochter aus Elysium...!“

Vurhar kummen ober ejne Reihe ganz gleicher Takte, die gewissermoußen de Begeisterung noch zurückhalen sollen, drmit de Workung dann um su mächtiger ös. Die Stelle wur heikel. Ich poste uf wie ej Haftelmacher, muß mich ober drbei vrzählt hon, denn wie ich ötze dan Eisotz gob, dou viel dr ganze Chur, dar ok of dos Zejchen gewortet hotte, wie mit enn Jubelschrei fortissimo ej: „Freude, schöner Götterfunke...“ Dos Orchester ober wur – perplex! Denn ich hotte enn Takt übersprungen und dan Eisotz öm vier Vortel zu früh gegahn. Ober rutiniert wie mir ejmoul worn, machte dos gur nischt. De Schrecksekunde wur geschwinde überstanden und's Orchester ging sufort wieder mitte; ich glejbe, es hout kaum jemand gemerkt, vielleicht ne ejmoul de Kritiker, wenn se ne grode ejne Partitur oder 'n Klavierauszug a dr Hand hotten, vu den andern überhaupt ne orscht zu reden.

Su eilte denn dr 4. Sotz ohne jede wattere Stierung sann Ende zu und bale erklangen de letzten Akkorde: „Götterfunken, Götterfunken!“ Bum, bum, bum, bum, bum, bu, bumm!

Dr Beifoll rauschte dorch's ganze Titzhaus bös of de Strouße naus und vu dorte wieder zrröcke. Mr hotten's geschofft! Beethovens „Neunte“, Ur-aufführung ei Reichenberg! Ej storkes Stöckel enner klenn, ober begeisterten Gruppe junger Menschen, ejgentlich ejne Vrmassenhejt! Ober alle großen Geister sein ja vu Haus aus mölde gesönnt, und Beethoven hot söcher gelächelt, wenn'r vu uben runder zugehiert hot. Hoffentlich hot'r 's uns ou vrziehn.

*

Zur Aufführung der „Neunten“ schrieb einer, der dabei war:

... Ich weiß nur noch, dass das bekannte Titzhaus, in dem wir wohnten, ein Doppelhaus mit Wiese und Garten war, in dem 28 Parteien mit ca. 18 Kindern wohnten, in dem wir Kinder damals öfter tolle Sachen durchgeführt haben, wie Zirkusvorstellungen, Schauturnen, Gartenfeste usw., bis dann, als wir vernünftiger wurden, die Musik uns gefangen nahm.

Die Aufführung der „Neunten“ war damals wohl für Reichenberg einmalig, wenn man bedenkt, dass die Aufführenden kaum 20 Jahre alt waren und die Sache aber ganz ernst in Angriff nahmen. Ich höre heute noch, wie die Titz-Julie anlässlich der gemeinsamen Proben oft loslegte: „Ötz ho ich

dan Sums bale soht; war soll denn dan Dreck putzen?“ Aber stolz war sie und alle unsere Eltern, als die Aufführung so glänzend gelungen war.

Ich kann mich auch noch recht gut erinnern, dass die prominenten Gäste, Prof. Steckert (Handelsakademie), Dr. Morche und der bekannte Schriftsteller Wilhelm Appelt da waren. Letzterer hatte den bekannten Roman „Das Grab an der Kirchhofsmauer“ geschrieben. Er kam zwei- bis dreimal wöchentlich auf einen Plausch, verbunden mit einem guten Glas Bier, in die Titz-Stube, wo ja allabendlich unsere Eltern zusammenkamen. Appelt war ein älterer seriöser Herr mit goldener Brille und weißem Schnurrbart, vor dem wir Kinder direkt eine Hochachtung hatten.

Die Orchesterbesetzung war, glaube ich, folgendermaßen:

Klavier: Realschüler Butta (im ersten Weltkrieg gefallen), Titz-Emil

1. Violine: Hollmann, Holdgrün

2. Violine: Tschörner-Robert (im ersten Weltkrieg gefallen), Geißler-Willi (sein Vater war Gefängniswärter)

Bratsche: Jantsch-Edi vom Laurenziberg (war später Theatermusiker und starb noch vor dem ersten Weltkrieg)

Cello: meine Wenigkeit

Kontrabass: unser Orchestervorstand Bass-Willi

Archivar, Notenverteiler und freiwilliger Spendensammler:

Tschörner-Gustel

Harmonium: Titz-Bruno (starb bereits 1938 an Herzschlag)

Gemischter Chor: Lehramtskandidaten und Tanzpartnerinnen

Dirigent: Tugemann-Rudel

Wenn man heute darüber nachdenkt, kann man wohl sagen, dass es für alle, die dabei waren, eine unvergessliche Erinnerung bleiben wird und in der heutigen Zeit wohl kaum junge Leute sich finden, die etwas Derartiges mit solcher Begeisterung, wie wir sie hatten, in Angriff nehmen würden. Die heutige Jugend hat leider andere Interessen. Theodor Horn †

Als die Preußen kamen

Reichenberg wurde im 66iger Krieg durch preußische Truppen besetzt. Die alte Reichenberger Heimatkunde erzählt darüber folgendes:

„Am 24. Juni vormittags rückten preußische Truppen unter dem Prinzen Friedrich Karl in der Stadt ein und um 10 Uhr begann die Einquartierung. Der Quartiergeber hatte jedem Mann 3/4 Zollpfund Fleisch, eine

Flasche Bier, 5 Zigarren oder 1/8 Pfund Tabak und 2 Lot Kaffee zu verabreichen. In der Altstädter Schule wurde eine Wachstube für 25 Mann eingerichtet, welche die vor dem Schulgebäude aufgestellten Geschütze zu überwachen hatten.

Am 25. Juni wurde der Stadt eine starke Belastung an Lieferungen aufgelegt; den abrückenden Truppen folgten neue. Am folgenden Tage mittags verließ Prinz Friedrich Karl die Stadt und verlegte sein Hauptquartier nach Sichrov. Am 27. Juni früh zog preußische Artillerie durch Reichenberg. Die Leitung des Hospitals wurde von preußischen Ärzten und Beamten übernommen, das preußische Feldpostamt in die Räume des Zollamts gegenüber dem Bahnhofe verlegt.

Am 28. Juni marschierten von früh 3 Uhr ab und am folgenden Tage ununterbrochen preußische Truppen, besonders Kavallerie und Artillerie, durch die Stadt. Der Magistrat wurde immer wieder mit neuen Anforderungen überrascht.

Am 30. Juni nachmittags traf König Wilhelm mit Gefolge in Reichenberg ein. Er wurde auf dem Bahnhofe vom Bürgermeister Gustav Schirmer, Viezebürgermeister Anton Gustav Jantsch, Herrschaftsverwalter Adolf Peutlschmidt und mehreren Stadträten erwartet und um Milderung der Lieferungen gebeten. Gegen Abend hatte der Bürgermeister mit dem Herrschaftsverwalter und dem Stadtrat Dr. Ignaz Sieber Zutritt beim Könige, der im Schlosse wohnte. Er schilderte die bedrängten Verhältnisse der Stadt und bat um Nachsicht oder wenigstens um Herabminderung der täglichen 3000 fl.

Der König beantwortete die Bitte dahin, dass er mit dem Kriegsminister von Roon darüber sprechen werde. Da der Bürgermeister diesen nicht antraf, wandte er sich an den Ministerpräsidenten Graf Bismarck, der bei Ed. Schmidt (dem Groß- oder Urgroßvater unseres Heimatdichters Schmidt-Kasper) im Hause Herrengasse 13 abgestiegen war. Bismarck verlangte ein schriftliches Promemoria und setzte sodann beim Könige die Herabminderung der bisher täglich als Abfindung für Naturalleistungen gezahlten 3000 fl. auf jenen Betrag durch, der dem Bedarfe der tatsächlich anwesenden Truppen entsprach.

Am 1. Juli vormittags verließ der König die Stadt. Reichenberg hatte während der kurzen Kriegszeit außer großen Naturallieferungen eine Verpflegungssumme von 32382 fl. 32 kr. angemeldet. Rückvergütet wurde von diesen Beträgen im folgenden Jahr aber nur ein Teil.“

Soweit die Heimatkunde.

Ich selbst weiß von den damaligen Ereignissen natürlich nur aus den Erzählungen meiner Eltern und Verwandten. Sie berichteten unter anderem: Als sich in Reichenberg die Nachricht verbreitet hatte, die Preußen hätten die böhmische Grenze überschritten und wären von Kratzau und Friedland her im Anmarsch auf Reichenberg, da seien die Brüder meiner Mutter und eine Reihe anderer junger Leute aus Neugier ihnen entgegen gegangen. Sie wären aber nicht weit gekommen. Schon auf der Höhe von Kratzau, beim Gasthaus zur „Stadt Hamburg“ wurden sie gewarnt, weiter zu gehen, da die Gegend vom Feind bereits unsicher gemacht wäre. Sie sahen auch tatsächlich hinter dem hochstehenden Getreide die feindlichen Vorposten hin und her schleichen und zogen es daher vor, wieder kehrtzumachen.

Am Tag darauf wurde dann Reichenberg von den Preußen besetzt und die Soldaten mussten in den Bürgerhäusern untergebracht werden. So wurden auch in meinem großväterlichen Haus, im so genannten „Beuerhäusel“ im alten Ejlichen, fünf preußische Soldaten einquartiert. Sie benahmen sich durchaus korrekt, wenn sie auch etwas selbstbewusst auftraten. So erklärten sie den Hausleuten: „Wir sind Brandenburger, wir müssen siegen, wir schießen sechsmal, ehe die Österreicher einmal schießen!“ Mein Großvater, der, wie damals wohl alle Reichenberger, stramm österreichisch gesinnt war, meinte darauf: „Nu wortet ock, dou uben stieht Benedek, dar word euch schun heimgeigen!“

Nun besaßen sie damals im Beuerhäusel auch einen Hund, der unglücklicherweise „Bismarck“ hieß. Der musste natürlich umgetauft werden. Er bekam daher den nicht minder berühmten Namen „Cäsar“, den er dann auch unbehelligt bis zu seinem Ende getragen hat.

Aus der Beuerverwandtschaft kämpfte auch der „Ressel-Vetter“ auf österreichischer Seite. Bevor er hatte einrücken müssen, war er auch ins Beuerhäusel gekommen, um Abschied zu nehmen. Der blutjunge Leutnant war, wie damals fast alle österreichischen Soldaten, voller Siegeszuversicht. Beim Weggehen hatte er mit blitzenden Augen verkündet: „Eh' ich falle, müssen erst fünf Preußen fallen!“ – Leider sollte es ganz anders kommen. Er fiel bereits in den ersten Vorpostengefechten.

Beim Einmarsch der preußischen Truppen, so hat mir meine Mutter oft erzählt, stand sie mit vielen anderen Kindern unter einer großen Menge Menschen auf der Viertler Brücke, um die vorbeimarschierenden Soldaten, die Reiter und voll bepackten Lastwagen zu bestaunen. Das Vor-

beiziehen dauerte stundenlang und wollte kein Ende nehmen. Die ältere Schwester und die Mutter aber, sowie die meisten Frauen aus der Nachbarschaft saßen daheim und mussten Scharpie zupfen und die zerzupften Leinwandstücke dann in die Spitäler für die zahlreichen Verwundeten bringen.

Eines Tages wieder, erzählte oft mein Onkel Josef, gab es einen furchtbaren Wirrwarr. Soldatentrupps zogen wild trommelnd durch alle Straßen und verkündeten Alarm. Die einquartierten Soldaten stürzten mit noch offenen Gurten, das Gewehr in der Hand, aus den Häusern und liefen zu den Sammelplätzen. Was war geschehen? – Oben, hinter Langenbruck, war österreichische Kavallerie vom Jaberlicher Berg heruntergekommen und hatte die schwache preußische Vorpostenkette überrannt und zurückgedrängt. Daher erfolgte ein überstürzter Aufbruch und Vormarsch der preußischen Truppen in Richtung Röchlitz und Langenbruck. Ehe die die Stadtgrenze überschritten hatten, waren die feindlichen Reiter längst verschwunden. Die Truppen kehrten unverrichteter Dinge wieder in ihre Quartiere zurück, bis dann der geordnete Weitermarsch in den nächsten Tagen erfolgte. Dies waren nur einige der wenigen Erinnerungen, wie sie uns unsere Vorfahren aus jenen Tagen berichtet haben.

Als Reichenberg seine Wasserleitung bekam

Es muss so um das Jahr 1901 oder 1902 gewesen sein – vielleicht weiß es der eine oder andere Leser genauer – als es bei uns daheim hieß: Die Stadt bekommt nun endlich eine Wasserleitung. Zwar wurde von uns schon früher Trinkwasser in die Stadt geleitet. Die meisten von uns erinnern sich gewiss noch an den Wasserbehälter oberhalb der Rudolfsquelle am Fußweg zur Hohen Habsburg hinauf; aber das Wasser von dort bekamen wir kaum zu sehen, oder besser gesagt, zu trinken. Es wurde, wenn ich mich recht erinnere, zu den Kasernen geleitet, wahrscheinlich aber auch zu dem Schloss.

Es ist auch möglich, dass etwas davon in die verschiedenen Röhrbrunnen floss, von denen es schon früher eine ganze Reihe gab; so auf dem Altstädter- und Neustädterplatz, am Kleinen Ring, in der Brunnengasse, auf der Lade, in der Schückerstraße und, glaube ich, neben dem ehemaligen Meierhof. An die beiden Letzteren werden sich wohl nur noch die älteren Reichenberger erinnern können.

Bei diesen Röhrbrunnen holten sich die Umwohner ihr Trink- und Waschwasser in Blechkannen. Wenn aber in heißen trockenen Sommern der Wasserfaden aus dem gebogenen Eisenrohr dünn und immer dünner floss, dann standen abends Männer und Frauen in langer Reihe, um an das kostbare Nass heranzukommen.

In den weiter abgelegenen Straßen und Gassen mussten die Hausbewohner das Wasser aus einer „Pumpe“, wie sie im Volksmund hieß, holen. Die gab es meist in jedem größeren Haus. Es kam aber auch vor, dass oft eine einzige Pumpe für mehrere Häuser Wasser liefern musste. So war es auch im alten „Ejlchen“. Da stand wohl vorn im Hübnerhaus eine im Keller und hinten im Posselthaus wieder eine. Aber der mittlere Teil der Järgergasse, also die Häuser um den „Ejlchner Plon“ herum, die waren alle auf die Pumpe im Färberhäusel des Riedelhauses angewiesen, und die lieferte auch ausgezeichnetes Trinkwasser.

Wir Kinder stillten uns nicht nur unseren Durst dort mit einigen Schlucken aus der hohlen Hand, d. h. wenn wir uns bei unserem wilden Herumrennen die Zeit dazu nahmen, wir wuschen uns dort auch unsere schmutzigen Hände und die dreckigen „Pfoten“.

Nun hieß es eines Tages, drüben im Watznauer-Garten wird eine neue Pumpe gebaut. Das war wieder etwas für uns Kinder. Haschen und Versteckenspielen wurden abgebrochen. Wir standen um das runde in die Erde getriebene Loch herum, gruben in dem gelben Sandhaufen, der alle Tage höher wurde, unsere Tunnel und Gräben und bedauerten nur, dass das Bohrloch dann mit Brettern zugedeckt wurde, als die neue Pumpe fertig dastand.

Die wochenlange Arbeit aber war vergebliches Bemühen gewesen, denn das Wasser, das sie lieferte, hatte einen faulen Beigeschmack und war zum Trinken ungeeignet. Die Leute vom Plane mussten nach wie vor mit ihren Kannen wieder zu Riedeln ins Färberhäusel laufen. Zahlen für die ständige Wasserentnahme brauchte dort niemand etwas. Nur, wenn wir Kinder „Mejliebersingen“ gingen, bekam Riedel-Richard in den Nachbarhäusern immer ein größeres Stück Kuchen oder einige Äpfel mehr als wir anderen Kinder, was wir uns lange nicht erklären konnten.

Nun ging aber die Kunde um, dass wir eine städtische Wasserleitung bekommen sollten, die die ganze Stadt mit Trinkwasser versorgen wird, ja, dass das Wasser in jedes Haus, in jede Wohnung geleitet werden würde. Das konnten wir Kinder uns zunächst gar nicht vorstellen, sollten aber bald allerlei zu sehen bekommen.

Schon wenige Tage darauf gingen Männer durch die Gassen, maßen mit Zollschnüren allerlei Entfernungen ab, dann kamen andere mit Hacken und Schaufeln und begannen, das Pflaster aufzureißen oder den Erdboden aufzuhacken. Es dauerte nicht lange, da lief durch das ganze Ejlchen und auch in der Mitte der Breiten Gasse ein mannstiefer Stollen, von dem zu allen Häusern hin wieder Seitengänge abzweigten.

Das war Neuland für uns Kinder. Wir krochen nicht nur auf den aufgeschütteten Sandhaufen herum, bauten mit den Pflastersteinen nicht nur Mauern und Burgen, sondern sprangen gegen Abend, wenn die Arbeiter abgezogen waren, in den Gängen hin und her, krochen unter den überdeckten Stellen hindurch. Wir dehnten unsere Streifzüge immer weiter aus und liefen in den Gängen die Breite Gasse entlang, den Steinbruch hinauf bis auf den Kleinen Ring.

In den nächsten Tagen sahen wir wieder den Arbeitern zu, wie sie die langen schwarzen Rohre an Stricken in die Gräben hinunterließen und ineinander schoben. Da meinte Sitte-Ferdel: „Wenn die ock ne ouslounen, wenn dou Wosser dorch kömmt.“ Und Schötze-Dolfi sagte: „Die warn se halt mit wos vropfen müssen.“

Uns so geschah es auch. Sie stopften einen Hanfstrick in das erweiterte Rohrende, klebten eine dicke Schicht feuchten Lehm darüber und zogen dann den Strick oben wieder heraus. In den entstandenen Hohlraum gossen sie dann flüssiges Blei. Darum stand auch in der Nähe ein eiserner Ofen mit brennenden Kohlen, über dessen Glut ein offener Kessel hing, in dem das Blei geschmolzen wurde.

Wir Ejlchener Jungen waren auch immer in der Nähe, wenn da oder dort gesprengt wurde, weil man im Laufgang auf festes Gestein gestoßen war, das man mit der Spitzhacke nicht beseitigen konnte. Pressluftpömmel, und wie die Geräte alle heißen mögen, mit denen man heute solche Hindernisse spielend wegräumt, gab es eben damals noch nicht. Also wurden mühsam mit Meißeln Löcher in den Fels getrieben, wobei einer das spitze Eisen hielt und immer wieder drehte, während ein Zweiter mit einem langen Hammer darauf schlug.

War das Loch tief genug, kam eine Sprengpatrone hinein, dann wurde es mit Holzstücken verkeilt und ein Berg Sand darüber aufgetürmt. Steine wurden darübergelegt, mit Brettern zugedeckt und nochmals Steine darauf geworfen. Dann wurde die Zündschnur angezündet. Alle Leute mussten weit wegtreten... und dann kam der große Knall! Der Sandhaufen bäumte

sich mitsamt den Steinen ein bis zwei Meter hoch in die Luft und krachte wieder zusammen. Nachher wurde alles wieder weggeräumt. Das felsige Hindernis war auseinander gespalten.

Dieses Röhrenlegen durch die Straßen unserer Stadt dauerte viele Monate lang, denn es mussten ja auch die Zuleitungen zu den einzelnen Häusern geschaffen werden. Alle Bauunternehmer, Schlossermeister und Klemmer waren damals ununterbrochen mit diesen Arbeiten beschäftigt.

Nun bekamen wir ja das Wasser auch nicht mehr aus dem Isergebirge, sondern von der anderen Seite unseres Tals, aus den Jeschkenbergen, besonders aus den Quellen im Gebiet des Rehbergs. Es wurde unten in Hammerstein in einem großen Wasserwerk gesammelt und von dort nach Reichenberg in das große Reservoir am Königsbusch hinaufgepumpt. Von diesem Sammelbehälter aus wurde es dann hinab in die tiefer gelegenen Stadtteile geleitet.

Ich kann mich noch gut besinnen, wie auch mein großväterliches Haus, das alte Beuerhäusel im Ejlichen damals Wasseranschluss bekam. Der Heinschlosser hatte es bis in die alte Wirkstube hereingelegt. Als die Arbeit beendet war, ließ Onkel Josef, wohl der letzte Handweber von Reichenberg, für eine Weile den Schützen ruhen, kam hinter seinem Webstuhl hervor, näherte sich fast andächtig der Leitung und drehte vorsichtig an dem Hahn. Heraus floss frisches, klares Trinkwasser. – Eine neue Zeit war angebrochen. Man brauchte nicht mehr zu Riedeln ins Färberhäusel laufen und die schweren vollgefüllten Wasserkannen nach Hause schleppen.

Vun Öllampel und andern Lojchtern

Beleuchtungsverhältnisse im alten Reichenberg

Eh noch de Petroleumlompe a dan Reichenberger Häusern brannte, wur's Öllampel ei dan alen Tuchmacherstuben oft de ejnziche Beleuchtung. Ich ho's nou gekannt, denn bei manner Großmutter an alen Ejlichen, dou brannte dos sonfte Lichtl noch jeden Oubend, wenn ou hindern Workstuhle, wu Onkel Jusef schnellte, bereits ejne ejfache Petroleumlompe hing.

Dos Öllampel wur ejne klejne Gloskugel, die noch unten enn Zopfen hotte, mit dan se ei enn alen Blechleuchter stackte. Die Gloskugel wur mit Öl geföllt und mejst ganz fettich und schmierich. Uben kuckte ej klenner runder Docht raus, wu dos Öl obbrannte. Vu Zeit zu Zeit mußte dar Docht ej bössel gehoben waren. Dos machten mr mejstens mit enner Stecknodel.

Naben dan Lojchter lag gewöhnlich ejne Lichtputzschare, ou su ej schmieriches Ding, mit dar dr Docht, wenn'r zu weit rauskuckte oder de Flomme zu groß waren wollte, obgezwöckt oder „geschneuzt“ wur, wie die Leute sohten.

Meine Mutter drzählte ofte vu dan klenn Öllampel, wie se ols Kind mit dr Grußmutter (dr Grußvoter wur längst gestorben) und dan andern Geschwöstern öm dan langen Wollelasetiesch sassen, de Großmutter vorn Lampel om öbern Ende, meist mit enner Nodelorbeit beschäftigt. Vu dan Kindern dorften ok die ei ihrer Nähe sötzen, die ihre Schularbeiten zu machen hotten. De andern soßen watter unten an Holbdunkel mit ihren Spielkrome oder andern Tandleien. Dou hieß's monchmoul: „Gustav, röcke ötz wieder watter nunder und loß de Lina har, die hot nou wos zu schreiben!“ Bei dan klenn Öllampel dou hout de Grußmutter noch de heikelsten Weißnähtereien gestechelt.

Zu manner Zeit ober, dou hing bereits ejne große Hängelompe über dan Wollelasetösche, die ober ok bei besonderen Olässen brennen dorfte. Ihr Glosbehälter wur mit Petroleum gefüllt. Ober 's wur nou lange kej Rundbrenner, wie mr se später hotte. Hindern Workstuhle hingen zwej klejne Petroleumlompel, vu dan ober aus Spursamkejt ok dos of dr linken Seite brannte. Sie hingen bejde a enn Drouhte, dar vu dr linken Seite des Workstuhls zor rechten nüber gesponnt wur. Wenn nu ej Foden of dr rechten Ecke rieß und wieder geknöppt waren mußte, dou wur de Lompe ejfach of dan Drouhte nüber gezoun.

De Großmutter, die öm dan großen, grünen Kachelufen, dar a dr andern Stubenecke stond, römhandierte, benotzte ober nou ömmer 's Öllampel, dos drbei of enn Ufersiemse stond. Su herrschte also ei dar großen Tuchmacherstube ömmer a geheimnisvulles Holbdunkel. Weil nu die Lompe hindern Workstuhle dorch dos Geklopper mit dr Lode und dan Trietschemeln ban Schnellen hie und har schwankte, su bewegten sich ou de Schotten dr Gegenstände a dr Wand ständig rüber und nüber.

Mir machte's ols klenner Junge ömmer 'n grißten Spaaß, wenn ich a dan langen Winteroubenden mit manner Potterschnötte ban großen Tösche soß und dr Schotten vu man Koppe, dar ne vill über die Stuhllehne rauskuckte, a dr weißgetünchten Holzwand ständig hie und har wockelte, ganz regelmäßig wie dr lange Perpentickele vun Sejger a dr Wand. Ich zählte genau mitte und hotte's bale weg, noch wievill Bewegungen ich wieder ej Stöckel vu man Karvenatel obbeißen dorfte, drmit dr Vurrout fr de ganze Schnötte langte.

Ejne Vurhausbeleuchtung gob's doumouls ei dan Tuchmacherhäusern überhaupt noch ne. Wie ofte ho ich mr ols klenner Knorps a dan fönstern Vurhause a dar Schierkiefte, die a dr Wand ufgehängt wur, ejne Beule an Koup gestußen. Wenn ich drnou zu heulen ofing, dou rief de Grußmutter aus dr Stube raus: „Worum läßt du dr denn ne de Stubentüre ejne Spalte offenstiehn, drmitte's Klinkebandel ei dr Haustüre findst? Kumm ok glei noch ejmoul rei, ich war dr de Beule mit enn flachen Masser dröcken, drmit se ne orscht grisser word!“ Ok wenn ej Besuch zu drworten wur oder wenn a Feiertagen de Kinder und Ejnöckel Glöcke wünschen komen, dann wur's Öllampel an Vurhause of's Bruthäusel gesotzt.

Bei man Eltern drhejme, dou gob's ou an manner frühesten Kindhejt schun ömmer Petroleumlumpen und während manner ganzen Schul- und Studierzeit, dou soß ich mit man Heften und Büchern vor enner ejfachen Stiehlompe. Übern Mölchglosschorm hotte ich mr ollerdings enn grünen Popierschorm gemacht. Wenn mr su zor Winterzeit a dan späten Nachmöttagten aus dr Schule hejmkom, dou wur dos orschte, de Lompe vierröchten, Petroleum eigissen, 'n Zylinder putzen. Na, dos ging ja olls noch; ober 'n Docht obröspeln, dos ho ich ne gerne gemacht, weil mr drvou ömmer su stinksche Finger krichte. Ober dos wur nutwendich, sunst brannte de Flomme schieff, fing o zu rußen und machte 'n Zylinder wieder schworz und de Putzerei mußte vu vorne wieder offangen. Dann wur's Moude, uben om Zylinder ej Metallplattel oder enn Nohl zu lehn, drmit die Flomme heller brenn sollte. Na, wenn ols gekloppt hotte, drnou konnte de Orbeit lusgiehn. Und wie ofte soß mr bei der klenn Tieschlompe bös Mitternacht oder nou länger, wenn de Gleichungen ne ufgiehn oder dos meterlange Gedöchte ne an Koup nei wollte.

Weil a villen Wounungen ok ejne ejntsche Lompe vrhanden wur oder wingstens ok ejne brannte, mußte mr se ei dr andern Stuben trohn, wenn mr dort neileuchten wollte. Drbei mußte mr ober siehr ufpossen, öm mit dr brennenden Lompe ne zu stolpern und etwa gur hiezuschloun. Wievill Stubenbrände oder Grußfeuer sein ne a früheren Zeiten dorch Ömschmeißen vu Petroleumlumpen entstanden! De Leute packten dann gewöhnlich ei dr Ufregung dan orschten besten Wosserkübel und schutten dos Wosser übers Feuer. Dos brennende Petroleum sprätzte dann noch ollen Seiten auseinander, trof uf de Klejder der Leute und dos Malöhr wur fertsch. Ich muß dou ömmer a man Voter denken. Dar sohte ne ok ejmoul: „Vrsucht nie of brennendes Petroleum Wosser zu gissen, öm zu löschen. Nahmt lieber

Sand und wenn dr kenn ei dr Nähe hot, dann Osche aus'n Oschekosten und schütt' se drüber.“

Ich hotte mr dos gutt gemerkt und ols mir Schuljungen ejmoul bei enn Komrouten ei dr Wiener Strouße mit enner Dompfeisenbohne spielten, fing dos Spirituskastel under dr Lokomotive of ejmoul o zu brennen. Dr Tep-pich, of dan mr soßen und of dan dar Spiritus rundergeloufen wur, brannte glei mit. Mei Komroute fing o zu schrein, ober s'wur kej Mensch ei dr ganzen Wohnung drhejme. Dou fiel mr mei Voter ej. Ich rannte zu dan großen Kachelufen, zug'n Oschkosten raus und schutt dan ganzen Inholt uf dos brennende Zeug. Ich glejbe, ich ho doumols worklich mit dar Osche enn Zömmerbrand vrhütten halfen.

De Stroßenbeleuchtung ei Reichenberg wur ou nou rajcht primitiv. Ich glejbe, ich kon mich noch drönnern, doß's a manner orschten Kindhejt an alen Ejlchen noch Petroleumlaternen gob. Olle Oubende kom ej Lompenozünder mit enner langen Stange of dr Achsel, wu uben dro ej klejnes Flammel brannte. Ar hotte's ömmer siehr eilich, denn ar wur wull a Schuster oder ej anderer Handwerker und ging ok su nabenbei Lompen ozünden und wollte ömmer su geschwinde wie möglich wieder zu sanner Orbeit kummen. Monchmoul kom'r ou om Tage. Dann brocht'r ejne Letter mitte und enn blechnen Kübel. Ar stieg dann of sanner Letter nuf, putzte de Scheiben und'n Zylinder und föllte neuen Brennstoff ei de Lompe. Ober ou später, ols schun Gaslaternen brannten, kom'r oubens nou ömmer ozünden.

De Schaufensterbeleuchtung wur a manner Jugendzeit ou noch rajcht bescheiden. A besseren Geschäften hotten se schun Gaslompen mit Auerbrennern. Ei monchen Geschäften lag hinder dr Auslogenscheibe ej dönnnes Gasruhr mit villen klenn Lecheln, wu's Gas rauskom und ogezunden wur. Drmitte wollten se ei dan kalen Wintermounaten die zugefruhrenen Scheiben uftoun.

Wenn's ober sier kalt wur, und domouls gob's bei uns drhejme vrdommt kale Winter, dan rejchte dos bössel Wärme ne aus, de Scheiben uftutoun. Öm ober die drhinder liegenden „Schätze“ besonders zor Weihnachtszeit bewundern zu können, rieben wir Kinder mit unsern Wollefäustlingen vu außen a dr Scheibe und hauchten se ou o, drmit wingstens ej Kucklouch entstiehn sollte, öm neischlinzen zu können. Vos hätten mr ok doumouls gesoht, wenn mr die heutschen Auslagen mit dar Neonbeleuchtung, die die Geschäfte und die Stroußen fost taghell machen, plötzlich gesahn hätten! Ich glejbe, uns hätte dr Vrstand stölle gestanden, mr hätten's ejfach ne fossen können.

Natürlich gob's ou schun zeitich genung Gaslompn ei monchen Wohnungen, ou schun ei monchen Schulen, zuorscht noch de ejfachen Schwolbenschwanzbrenner, bale ober ou schun die Auerbrenner, die de vill haller brannten; doch mußte mr achtsche gahn, doß mr ne eis dönne Netzel stußte, sunst wur de Herrlichkejt glei weg. Ou hieß es ömmer, macht ja 'n Hohn gutt zu und sperrt vrn Schlofengiehn nou'n Haupthohn ab, drmit kej Unglücke ne geschitt.

Ei monchen Johrmortbuden, ober ou bei monchen Worschtelmännern und Maronibroutern sag mr ej Azetylenlicht, dos zwur sier weiß brannte, ober dofür umsomiehre stonk.

Elektrisches Licht kom wull orscht noch dr Juhrhundertwende noch Reichenberg. Wenn ich mich rajcht besönne, worn de orschten Geschäfte, die ihre Auslogen elektrisch beleuchteten, de Forma Seidel a dr öbern Ecke dr Friedländerstrouße und dos Geschäft vu August Augustin ei dr Schötzingosse. Die grußen Glühfodenlompn om Rande dr Scheiben goben nou kej siehr halles Licht und brannten noch ziemlich rötlich, wuren aber dastrwajgen vu Gruß und Klenn wie a Wunder ogestaunt.

Bougenlompn brannten zun orschten Moule ei Reichbergs Stroußen om Oubende vr dr Eröffnung dr Reichenberger Ausstellung an Juhre 1906, ols nochmöttag dr Erzherzog Franz Karl eigetroffen wur.

Ei de mejsten Privathäuser, vu ollen ei de villen klenn, kom's elektische Licht orscht a hübsch pur Juhre später. Bei uns – wir wouhnten doumouls om Lorenzeberge – muß es su zwöschen 1918 und 1920 gewast sein. Es brochte, wie schun früher ejmoul dos Lehn dr Wosserleitung, a großes Ufsahn mit sich. Ich wejß nou genau, wie om orschten Oubende meine Mutter dan Schalter ömdrehte und of ejmoul de ganze Köche mit enn ejnzchen Knipser ganz helle wur. Ich sah's ou nou, wie de ejnzelen Hausparteien mit Kind und Kegel vu Stube zu Stube zugen und jedesmoul of dr Türschwelle mit enn „A...h!“ bewundernd stiehn blieben.

Su hot sich also an Loufe enner ejnzichen Generation suvill geändert. Und es täte uns heute söcher schwier follen, uns mit dan geschilderten Vrhältnissen, wie se vr 50 bös 60 Juhren bei uns drhejme logen, zurajcht zu finden, vu dan ja unse Kinder schun kejne Ahnung mieh hon. Villeicht ober sprechen unse Ejnöckeln, wenn dos su watter gieht, noch wiederum 50 bös 60 Juhren genau su vu uns und meinen : „Wie konnten ok unse...“ Nej, su war'n se ne sohn, denn die sein ja dann vill viernahmer gewurn, se war'n sprechen und vielleicht ihr Nasel heben: „Ach, wie konnten unsere Väter und Großväter so primitiv dahinleben...?!“

Nun, dos macht rejne gur nischt und dorf uns ne orre machen! Olle Menschen sein aben Kinder ihrer Zeit und hon sich mit dan Vrhältnissen und Gegebenhejten ihrer Zeit obzufinden.

Überschwemmungen im alten Reichenberg

Hochwassergefahren und Überschwemmungen hat es in den letzten Jahrhunderten in unserem alten Reichenberg eine ganze Menge gegeben, die oft gewaltige Schäden an Häusern, Straßen und Brücken angerichtet haben, wenn auch zum Glück Menschenleben nur selten zu beklagen waren.

Die alten Chroniken berichten von großen Überschwemmungen bereits 1689. Später wurden sie meist hervorgerufen durch Hochfluten der Neiße und des Harzdorfer Baches.

1725 herrschte gerade in der Weihnachtswoche Hochwassergefahr, sodass unter anderem die Bewohner der unteren Bahnhofstraße acht Tage lang nicht aus den Häusern gehen konnten und aus den Wohnstuben auf den Boden flüchten mussten. Zudem hatten die Wassermassen auch die Öfen umgerissen. Man musste diesen Leuten mit Flößen zu Hilfe kommen und ihnen Lebensmittel bringen oder sie mit Kähnen aus dieser schlimmen Lage befreien. Schon zwei Jahre später brachten große Sturmfluten, begleitet von Hagelschauern, den Bauern großen Schaden durch Vernichtung ihrer Ernte.

Dann gab es 1748 im Februar ein gewaltiges Hochwasser und 1846 traten, nachdem ein über 14 Tage anhaltendes Tauwetter die Schneemassen auf den Bergen zum Schmelzen gebracht hatte, die Neiße, der Harzdorfer Bach und der Mühlgraben aus ihren Ufern und überschwemmten die tiefer liegenden Stadtteile. In der Sorge wurden 18 Wohnhäuser überflutet. Am Ziegenring breitete sich das Wasser über die Rahmenwiesen aus, drang in die Häuserreihen ein, überschwemmte Vorwerksgasse und Aue. Graf Clam-Gallas spendete damals 1000 Gulden für die durch das Hochwasser geschädigten Menschen.

1850 verursachte ein starker wolkenbruchartiger Regen, dass die Flüsse und Bäche aus den Ufern traten und ein Arbeiter aus der Demuth-Fabrik in den Fluten ertrank. Vier Jahre später gab es bereits wieder starke Überschwemmungen. In der Nacht vom 31. Juli zum 1. August schwollen die Wassermassen nach tagelangen heftigen Regengüssen derart an, dass die Neiße und der Harzdorfer Bach die Wassermengen nicht mehr zu fassen ver-

mochten und die tiefer gelegenen Stadtteile alle überschwemmten. Möbel, Latten, Holzteile und auch Wege wurden von den Fluten fortgerissen und zerstört. Es war eine stockfinstere Nacht. Der heulende Sturm, das Geschrei der Menschen, das Jammern der Kinder und Frauen wurden von den Fluten mit fortgerissen. Viele hatten sich aus Angst auf die Dachböden der Häuser gerettet. Infolge der völligen Dunkelheit war an eine allgemeine Rettungsaktion gar nicht zu denken. Hilfe konnte erst am kommenden Morgen gebracht werden. 296 Häuser lagen im Überschwemmungsgebiet, vier Häuser stürzten ganz oder teilweise ein, 17 wurden baufällig. Eine Reihe von Brücken wurden total vernichtet. Auch die Liebigschen Anlagen erlitten schwere Beschädigungen. Selbst Johann von Liebig schwebte in Lebensgefahr, als er Bücher aus seiner Schreibstube in Sicherheit bringen wollte. Der Bürgermeister war die ganze Nacht tätig, um zu retten, was möglich war. Der Kreisgerichtspräsident war ebenso unablässig im Einsatz. Durch Ausrutschen geriet er ins Wasser und konnte nur mit Mühe geborgen werden. Der durch die Hochflut angerichtete Schaden wurde auf 150000 Gulden geschätzt.

In den siebziger und achtziger Jahren gab es wieder zwei Hochwasser. Aber dann am 28. Juli 1897, nachdem ein prächtiges Sommerwetter das knapp vorher abgehaltene 7. Deutsch – Österreichische Kreisturnfest begleitet hatte, führte ein heftiger orkanartiger Regen ein Hochwasser herbei, wie es seit 1858 keines mehr gegeben hatte. Es war die letzte große Überschwemmung, die ich in Reichenberg noch miterlebt habe. Am Nachmittag wurden bereits mehrere Häuser in der Sorge unter Wasser gesetzt. In der folgenden Nacht aber begann die Neiße unaufhörlich zu steigen und trat schnell wegen anhaltender Regengüsse über die hohen Ufermauern, dass bald alle tiefer gelegenen Stadtteile unter Wasser standen. Die Neißebrücke stand unter den Fluten. Der Verkehr zum Bahnhof konnte nur über Röchlitz aufrecht erhalten werden. Eisenbahn-, Post- und Fernspreverkehr waren tagelang unterbrochen. Schlimmer noch als die Neiße wühten ihre Zuflüsse: der Harzdorfer Bach, der Bayersbach und die Schwarze Neiße. Die Liebig-Fabriken erlitten einen Schaden von 150000 Gulden. In der Webergasse, der Adler-, Breiten-, und Schulgasse, in der Wehr- und unteren Bahnhofstraße reichten die Wassermassen bis zu den Fenstern der Wohnstuben. Die Vorwerkbrücke wurde von den reißenden Fluten weggeschwemmt. Die Paulsdorfer Wiesen waren ein einziger großer See. Die Feuerwehr, die Rettungsgesellschaft, das Militär waren ununterbrochen tätig zu retten und zu helfen.

Ich kann mich noch ganz gut erinnern, dass ich an diesem Tag mit meiner Mutter ins alte Ejlchen zu meiner Großmutter eilte, die dort mit ihrem Sohn Josef wohnte. Die ganze Jänergasse und das Ejlchen standen unter Wasser, sodass wir von der gewöhnlichen Seite nicht ins Haus kommen konnten. Weil aber das „Beuerhäusel“ am Bergrand ein paar Meter höher lag, hatte das Wasser es nicht erreicht und war trocken geblieben. Mich interessierte vor allem ein Bäckerjunge, der in einem Kahn von Haus zu Haus gefahren kam und den hungrigen Menschen frisch gebackene Semeln zu den Fenstern hereinreichte.

Hochwassergefahren gab es in Reichenberg später noch einige Male. Doch richteten sie keine der früheren Schäden an, denn die in Harzdorf 1920 neu erbaute Talsperre konnte die riesigen Wassermengen, die der Neiße von dorthier zufließen, bändigen.

Vu Potterweibern, Mölchfrouen und andern Leuten

Außer dan Potterweibern, die bei uns drhejme om Klenn Ringe soßen, gob's ou sötte, die zun Leuten eis Haus gingen. Se komen aus Grüнау, aus'n Friedländschen, aus'n Grunde und ou vu andern Dörfern ei de Stoodt rei, gewöhnlich zwejmoul ei der Woche, Mountag und Donnerschtag oder Dienstag und Freitag. Se brochten ihre Wure a enn Puckelkorbe, über dan se ej rut- oder bloukariertes Tuch mit enn Knouten a jeden Zöppel gesponnt hotten. De ejnzeln „Potterkliesel“ hotten se meistens ei grube grüne Blätter eigewöckelt. Ofte brochten se ou Quork, ei noße Tüchel eigeschloun, dan se orscht ei hölzerne Nappel dröckten und dann vrkouften. Ei Henkelkörbeln hotten se monchmoul ollerlej Bliemel bei sich wie Himmelschlüssel, Potterschmorchel, Schnieglöckel, Laberbliemel u. a.

De Gründer brochten wieder ofte Waldmeister vum Rehbarge, dan mr zun Maitranke brauchte. Öm sich ne gegenseitsch ei de Quare zu kumen, hotten de Potterweiber under sich meist bestömmte Vortel gesöchert. Ne selten wuren se vu dan Hausleuten ei de Stube oder Köche neigerufft und krichten zu enn Potter- oder Judenhörnel ej Töppel Koffej, dar an Riehe ömmer worm berejt stond und dan se sich gutt schmecken ließen.

Dann gob's bei uns drhejme nou de Mölchfrouen. Die komen aus Berzdorf, Machendorf, aus'n Gehonnstole, vu Franzendorf und Korlswald und nou andern Urten. Se schuben en Korbwahnel vr sich har, ei dan grube Mölchfloschen stonden. Dos Wahnel ließen se vr dr Haustüre stiehn oder

schuben se's schief a enn Zaum dro und gingen drnou mit enner klenn Konne a de Häuser. Of Bestellung brochten se ou Schmetten mit. Dan lieferten se sugur ömsunst, wenn bei dar Kundschoft ej klennes Kind ogekummen wur. Ou krichte dann die Familie wochenlang de Mölch ömmer vu darselben Kuhe. Kom bei der Mölchfroue ober ejne Kuhe zun Kolben, su schmackte de Mölch ej bössel andersch ols sunst. Sötte altmalke Mölch hotten de Leute ne grode gerne. Noch'n Kolben wur se wieder besser, ober ej bössel dönner; trotzdem wur de neumalke Mölch dan Leuten lieber. Ou de Mölchfrouen krichten ofte ej Töppel Koffej kredenzt. Se komen meist juhre- ja jahrzahltelang eis selbe Haus und hon a dr gleichen Fomilie von Grußmüttern bös zun Ejnöckeln de Mölch gebrocht. Häufig kom's ou vier, doß de Kinder an Ferien zor Mölchfroue uf Summerfrische geschöckt wuren.

Ne grode gerne gesahn vu dan Mölchfrouen wur dr Mölchmon. Nu ja, 's wur ja su ejne Urt „Konkurrenz“. Ar touchte a unser Gasse gewöhnlich orscht su gegen elfe uf. Ar kom mit enn grußen, weißen Kostenwohne ejspännich vu dr Molkerei har ogerockt, fuhr langsam dorch de Gossen, machte ömmer wieder Halt und pemperte mit sanner Glocke vorn Häusern. De Glocke wur an Wohne festgemacht. Om Klöppel hing ej Stöckel, dos ar bann Läuten hie und har schwenkte. De Mölch kom dorch ejne Piepe aus enn grußen Zinkkosten. Ar brauchte dos Hahnel ok ej bössel ufzudrehn, dou lief se glei a ej Blechkannel und konnte drnou ols holbes oder ganzes Seidel a dan mitgebrochten Toup oder Krug gefüllt warn. Dr Mölchmon hotte oft ou Pottermölch mit. Ar vrsorgte gewöhnlich die Fomilien, die kejne feste Mölchfroue hotten, und kom ou dann gelegen, wenn sich die Milchfroue vrspätet hotte oder aus orgend enn Grunde ejmoul ausgeblieben wur.

Ejne andere Figur aus unser Jugendzeit, of die ich mich noch gut besönn'n kon, wur dr Holzpauer. Unser stommte aus'n Grunde, wie mr Christophsgrund korz hießen. Andere komen aus Korlswald, Puschullersdorf, aus'n Hemmriche und villeicht ou noch aus andern Zöppeln unser Gegend. Gewöhnlich touchte unser Holzmon orscht an Herbste uf, su korz vorm Eiwinter. Ar kom mit enn langen, zwejspännichen Letterwohne, hotte je noch Bestellung enn oder zwej Metter hölzerne Klöppel geloden und schmieß se vorn Hause gegen de Mauer of's Pfloster. Mir Kinder holfen se drnou eis Haus trohn. Wenn dann dr Wohn lier wur, dr Holzmon bezohlt und villeich nou ej Schnapsel getrunken wur, dorften mir Kinder uns dann

ufsetzen und ej Stöckel mitfuhren. Dos wur fr uns ejne Frejde! Denn zu dar Zeit gob's ja ei Reichenberg noch ne ejmoul ejne Stroußenbohne, vo Autos gur ne zu reden. De Holzklöppel wuren dann om Sajebocke a korze Kletzel zrsajgt, drnou om Hackklotze zrspalen und an Schoppen ols Wintervurrout ufgeschicht.

Olle Vorteljuhre kom a früheren Zeiten ou's Sandweibel zu uns. Dos wur ejne klenne ale Froue; die hotte ejne Saakschorze ömgebunden, enn Saak om Puckel und ejne hölzerne „Metze“ ei dr Hand. Die zug ou vu Haus zu Haus, föllte ihren feinen weißen Sand aus dan großen Sacke ei dos hölzrne Mouß und vrkouft'n den Leuten, die 'n brauchten. Doumouls gob's ja noch kejne Woschmöttel, wie mr se heute hon, kej „Pril“, kej „Spüli“, kej „Lux“, kej „Vim“ oder „Ata“ und wie se olle heißen miegen. Doumouls wuschen die Hausfrouen aben mit Sand und Soda ihre weißen Dielen und Brater und ihr Geschorre noch'n Mötschassn ei hölzrnen Woschfasseln. Deswajgen wur dar feine, weiße Sand stork vrlangt und ne ok Sandweibel mag's gegahn hon, ou Männer müssen mit Sand gehandelt hon, sunst hätten mr Kinder doch ne vom Sandmonne singen könn'. Mr stellten uns, Madel und Jungen, a zwej Reihen einander gegenüber, hoppten drzwösch dorch und songen:

Der Sandmann ist da,
der Sandmann ist da!
Er hat so schönen weißen Sand,
er ist den Kindern wohl bekannt,
der Sandmann ist da!

Olle die alen heimatlichen Typen und Dinge göbt's heute dou bei uns hüben, wuhie mr ömmer halt vrschloun sein miegen, nemmeh und unse Kinder lern se ieberhaupt ne kenn. Drmit se ober ne ganz vrgassen sein sollen, denn mr Älteren hon se olle noch gekannt, drum ho ich se halt nou ejmoul, villeicht zun letzten Moule, drzählt und ufgeschrieben.

Reichenberger Götteshäuser

In unserem alten Reichenberg gab es eine ganze Reihe von Kirchen und Kapellen. Die älteste Kirche der Stadt stand an Stelle der späteren Erzdekanalkirche inmitten des damaligen Friedhofs. Um 1560 wird sie das erste Mal urkundlich erwähnt. Sie diente dem evangelischen Gottesdienst,

denn zu dieser Zeit hatten sich fast alle Bewohner Reichenbergs zur Lehre Luthers bekannt. Die Kirche besaß drei Glocken und einen schönen Taufstein. Zehn Jahre später wurde sie neu hergerichtet. Die Kosten wurden aus Spenden im Klingensäckel und Vermächtnissen gedeckt.

Die Erzdekanalkirche

(Im Volksmund die alte Kirche)

Auf Anregung des Stadthauptmanns Ulrich von Rosenfeld wurde 1579 der Neubau der späteren Erzdekanalkirche begonnen und am 17. September dieses Jahres der Grundstein gelegt. Das alte Kirchlein aber blieb vorläufig noch stehen und wurde erst im dritten Baujahr abgetragen. Zu Pfingsten 1581 wurde in der neuen Kirche, obwohl sie noch kein Dach hatte, die erste Predigt gehalten. Zwei Jahre später war sie äußerlich fertig. Dann gingen wieder die Geldmittel aus.

Nach und nach erst wurden zwei Seitenhallen, das Beinhaus, der Musikchor und der Predigtstuhl erbaut. Dann vergingen wohl hundert Jahre, ehe der Turm seine Uhr bekam und ein Seitenaltar neben dem Hauptaltar aufgestellt werden konnte.

1730 war inzwischen die Kirche zur Dekanalkirche erhoben worden. Äußerlich blieb der Bau jetzt durch fast eineinhalb Jahrhunderte unverändert. Nur Wetterschäden mussten ausgebessert werden. Auch der Blitz hatte wiederholt eingeschlagen, sodass das gesamte Holzwerk niederbrannte und vier Glocken in der Hitze schmolzen. 1859 wurden die Grabdenkmäler an der Kirchenmauer entfernt.

Um 1880 erst erhielt die Kirche im Äußeren und Inneren ihr Aussehen, wie wir es noch alle kannten. Der Turmkopf hatte einen Durchmesser von 60 cm. Das 2,50 m hohe eiserne Kreuz war in feierlichem Zug aus dem Rathaus abgeholt, vor der Kirche vom Erzdechant Simm geweiht und so dann unter Trompeten- und Paukenschall und unter dem Klang der Glocken auf den 70 m hohen Turm gezogen worden. Die Uhr hatte der Reichenberger Uhrmacher Adolf Bergmann geliefert.

Die geschnitzten Altäre und die Kanzel stammten von Bildhauern aus Wien. Die bunten Glasfenster waren Geschenke der Firma Liebig, der Familie Anton Demuth u.a. Die neue Orgel schuf die Firma Rieger in Jägersdorf. Von den Glocken musste die Größte, die Simm-Glocke, im Weltkrieg abgeliefert werden. Die übrigen blieben erhalten. Als Ersatz für die Simm-

Glocke wurde 1932 die aus Spenden gestiftete neue Simm-Buder-Glocke aufgehängt zur Erinnerung an das 50-jährige Priesterjubiläum des Erzdechants Gustav Buder.

Die Kreuzkirche

(Beim Volk die neue Kirche)

Sie war aus einem kleinen Begräbniskirchlein hervorgegangen, das auf Wunsch des Grafen Franz Ferdinand v. Gallas auf dem 1680 angelegten Pestfriedhof erbaut worden war. Es war einfach in seinem Äußeren, hatte ein hölzernes mit Blech beschlagenes Glockentürmchen. Die Hauptzierde seines Altars war eine Statue der Schmerzhaften Muttergottes aus Zedernholz.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts entwickelte sich das Gotteshaus zu einer stark besuchten Wallfahrtskirche. Darum wurde die Kirche um 1750 bedeutend erweitert und erhielt schließlich ihre Gestalt, die uns allen noch bekannt war. Äußerlich war sie ein schmuckloser Barockbau mit zwei flankierenden Türmen. Um so reicher aber war ihr Innenraum ausgestattet, besonders der Hauptaltar mit den Standbildern von Moses und Aaron, dem Tabernakel mit einem Splitter vom Kreuz Christi und dem Bild der Heiligen Helena. Wunderbar wirkten die herrlichen Freskomalereien an der Decke.

Wertvoll waren auch die beiden Seitenaltäre ausgestattet. Den einen schmückte ein Prachtgemälde „Maria mit dem Kinde“, das dem bekannten Maler Albrecht Dürer zugeschrieben wurde. Der andere trug ein Bild des heiligen Severus, des Schutzpatrons der Tuchmacher, die am Severusfest in großer Zahl dorthin pilgerten.

In der Gruft unter der Kirche lag der ehemalige Inspektor Platz von Ehrenthal in einem reich bemalten Sarg. Dann ruhten hier drei Offiziere, ein Arzt, ein Kaplan, der Dechant Kopsch und seine Mutter. Mit dem Hofdekret vom 12. August 1788 musste die Gruft, wie die aller anderen Kirchen, geschlossen werden. Den ehemaligen Zugang sperrte später eine Steinplatte mit der Jahreszahl 1763.

Die Orgel im Barockstil stammte ebenfalls von der Firma Rieger aus Jägerndorf. Während des Weltkriegs hatte die Kirche ihre sämtlichen Glocken abgeben müssen. Sie wurden später durch fünf neue Glocken ersetzt und im Dezember 1922 eingeweiht. Hinter der Kirche lag ein Kreuzweg,

der schon 1760 angelegt worden war. Die Bilder an den Kreuzwegstationen hatten mit der Zeit stark gelitten trotz Verglasung. Erzdechant Anton Hoffmann ließ sie deshalb herausnehmen und durch Bilder aus Zinkguss ersetzen. In der Mitte des Platzes erhob sich die alte Pestsäule, die früher auf dem Neustädter Platz gestanden hatte.

Die Kirche am Johannesstein

Dieselbe auch „Vinzenz-von-Paul-Kirche“ genannt, wurde von Maria Pauline von Liebig, einer Tochter Johann Liebigs, zur Vervollständigung der hier bestehenden Arbeitersiedlung der Liebig-Firma und Kinderkrippe nach Plänen von Wiener Architekten durch den Reichenberger Baumeister Ferdinand Scholze errichtet. Es war ein Rohziegelbau und wurde am 8. September 1888 durch den Leitmeritzer Bischof Dr. Schöbel eingeweiht.

Die Kuppel trug das Kreuz, und zwei Glockentürmchen standen zu beiden Seiten des Haupteingangs. Gesimse, Sockel und Säulchen waren aus Pirnaer Sandstein. Hochaltar, die Kanzel und der Seitenaltar waren von Wiener Steinmetzmeistern geschaffen worden. Altar- und Wandbilder zeigten „Vinzenz von Paul im Kreise einer Kinderschar“, „Sankt Anna mit der jungfräulichen Maria“, die „Anbetung der Weisen“, die „Auferstehung und Himmelfahrt“ usw. Die Orgel wurde am 8. Oktober 1893 durch den Erzdechant Anton Hoffmann geweiht. Die drei Glocken mussten gleichfalls im Weltkrieg abgegeben werden.

Die Herz-Jesu-Kirche der Ursulinen

Kurz „Klosterkirche“ genannt, wurde vom Reichenberger Baumeister Adolf Bürger nach eigenen Plänen erbaut und am 14. August 1897 durch den Erzdechant Bergmann eingeweiht. Sie lehnte sich an das Gebäude des Ursulinenklosters in der Karl-Herzig-Straße an und war in frühgotischem Stil gehalten. Der etwa 40 m hohe viereckige Turm ging in der Höhe ins Achteck über. Das Kernstück des Hauptschiffes war der prächtige Hochaltar mit dem Herz-Jesu-Standbild, ein Werk Münchner Künstler. Den Schwesternchor trennte ein schmiedeeisernes Gitter vom Hauptschiff, das bis zur Decke reichte. Bänke und Stühle waren vom Reichenberger Tischlermeister Czastka angefertigt worden. Mangels einer Orgel behalf sich die Kirche mit einem Pedalharmonium. Die drei im Krieg eingebüß-

ten Glocken wurden später durch neue vom Glockengießer Herold aus Komotau ersetzt.

Die Jubiläumskirche am Keilsberg

Der Bau war nach den Plänen der Reichenberger Architekten Kühn und Fanta durch den Baumeister Alfred Hübner bereits im Januar 1910 begonnen worden. Ein Jahr später, am 11. Juni 1911, fand dann die feierliche Weihe statt. An diesem Tag saßen viele Kinder auf der Wiese am Keilsberghang, um das Eintreffen der Geistlichkeit, die Auffahrt der Honoratioren und das Herbeiströmen der Gläubigen zu sehen.

Der Bau war äußerlich einfach, ohne Turm, seine breite Vorderfront dem Keilsberg zugewendet. Das Kirchenschiff war durch keinerlei Säulen oder Pfeiler eingengt und ließ daher den aus München stammenden Hochaltar, zu dem breite Stufen hinaufführten, umso imposanter hervortreten. An den Seitenwänden lagen acht kleine Kapellen mit Altären und Beichtstühlen. Auch hier begnügte man sich zunächst mit einem Pedalharmonium, und erst 1932 erhielt die Kirche eine richtige Orgel, die aus Sammlungen und Spenden der Kirchenbesucher angeschafft worden war.

Die Schlosskapelle

Sie wurde durch Katharina von Redern von einem unbekannten Meister, wahrscheinlich aus Zittau, der auch das 1615 abgebrannte Schloss wieder aufgebaut hatte, errichtet. Ursprünglich diente sie dem evangelischen Gottesdienst und wurde erst nach der Flucht der letzten Redern' eine katholische Hauskapelle. Sie diente später aber auch an gewissen Tagen dem öffentlichen Gottesdienst.

Die Kapelle selbst war an der linken Seite des Schlosses angebaut. Ihr Turm war einst einer der vier wehrhaften Ecktürme des Schlosses mit einem nach oben spitz zulaufenden Dach.

Das Innere barg ein Schatzkästlein von Kunstwerken. Der freistehende Hochaltar, ein Meisterwerk der Holzschneidekunst, die prunkvolle Decke, in bunt bemalte Felder geteilt, die Kanzel und das Oratorium mit den Wappen von Melchior und Katharina von Redern, sowie der prächtige Seitenaltar waren Schmuckstücke erster Ordnung. Auch die reich verzierte Orgel war ein Meisterwerk eines Prager Künstlers.

Die Kapelle im Hospital

Das Reichenberger Hospital oder Krankenhaus, wie es gewöhnlich hieß, war am 1. April 1848 eröffnet worden. Durch Bemühungen der damaligen geistlichen Schwestern und durch Spenden frommer Frauen bekam es bald eine kleine Kapelle zu Ehren des heiligen Wenzels, die 1874 erweitert und 20 Jahre später zu einer der Größe und Bedeutung dieses Krankenhauses entsprechenden Hauskapelle umgebaut wurde. Den Bau im gotischen Stil hatte der Reichenberger Baumeister Bürger durchgeführt, die Weihe der Erzdechant Anton Hoffmann am 8. September 1895 vollzogen. Die alte Glocke war schon vorher durch eine neue ersetzt worden.

Kleinere Kapellen besaßen auch das Versorgungshaus, das Siechenhaus, das Kreisgericht und der Friedhof.

Die evangelische Kirche

Als nach Eröffnung der Zittau-Reichenberger Eisenbahn (1859) zahlreiche evangelische Familien von Beamten und Bediensteten nach Reichenberg zugewandert waren, der Gustav-Adolf-Verein seine Hilfe zugesagt hatte und das Patentamt bereits Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährte, entschloss sich die evangelische Gemeinde in Reichenberg, dem Stadtverordneten-Kollegium eine Eingabe über den Bau einer eigenen Kirche auf dem Lindenplatz, dem späteren Franz-Liebig-Platz, vorzulegen. Wohl ging darauf ein mit vielen Unterschriften gezeichneter Einspruch gegen diesen Plan ein, doch die Stadtvertretung erhob in ihrer Sitzung vom 2. Dezember 1862 keinen Einwand, wenn der übrige freie Platz als Park dem öffentlichen Verkehr überlassen bleiben würde.

Daraufhin wurde der Bau dem Reichenberger Baumeister Gustav Sachers übertragen, der die Kirche im romanischen Stil ausführte. Am 21. Oktober 1868 konnte sie eingeweiht werden, wobei der Ortspfarrer, Dr. Max Geißler, die Festpredigt hielt. Für die innere Ausstattung mit Orgel, Kanzel, Taufstein sowie Glocken sorgte der evangelische Frauenverein. Die silbernen Altargeräte spendeten Schulklassen in Halberstadt, die Turmuhr Frau Leopoldine von Liebig. Der Frauenverein und die Firma Wilhelm Stiepel stifteten später auch noch die künstlerisch ausgeführten Fenster.

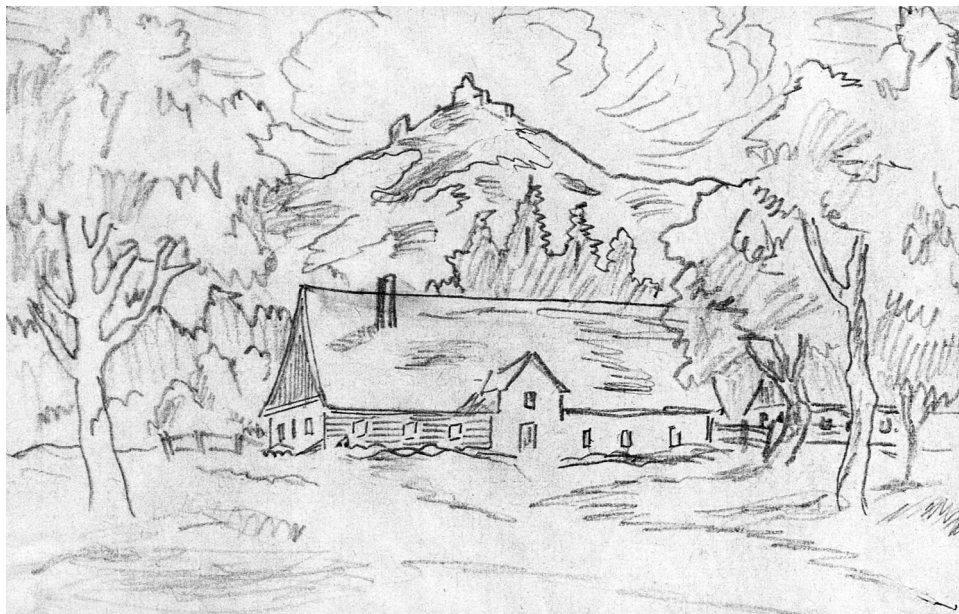
1914 wurde die alte Orgel durch eine neue ersetzt. Die drei Glocken waren der Ablieferung im Weltkrieg entgangen, weil sie aus Gussstahl waren. Sie stammten aus Bochum. 1899 übernahm der spätere Kirchenrat Hugo Piesch aus Bielitz das Pfarramt an dieser Kirche. Erst 1925 wurde eine zweite Pfarrstelle hier errichtet, die Hermann Geyer innehatte. Neben ihm waltete später noch Dr. Hans Rotter als Pfarrer.

Die Synagoge

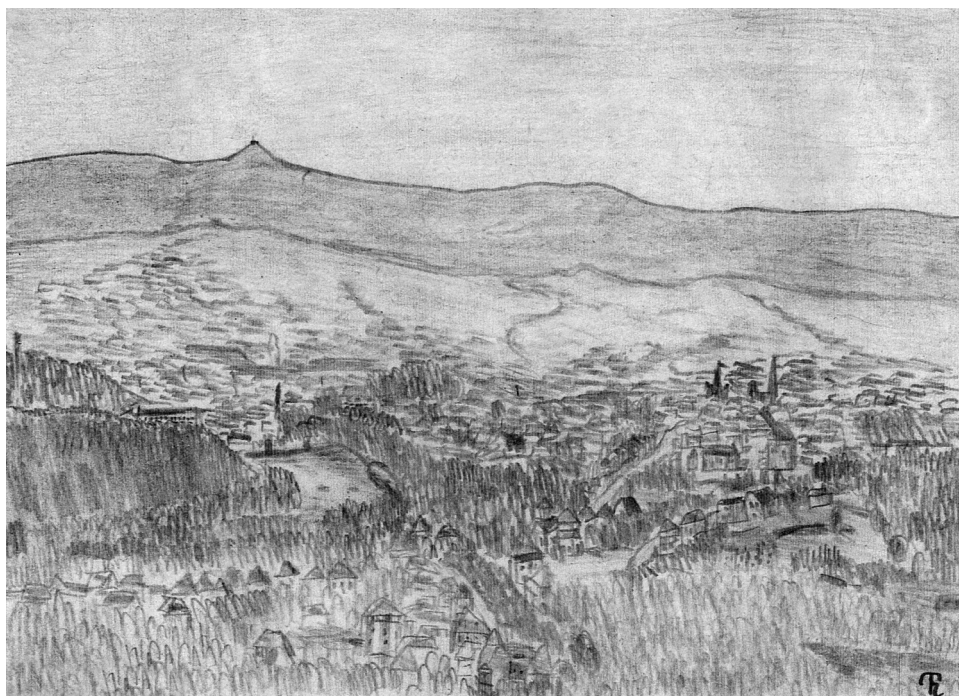
(Im Volksmund der Judentempel)

Schon in den Jahren 1887/89 wurde auf dem linken Gorfeld in der Lerchenfeldgasse nach den Plänen eines Hofrates aus Wien von der Baufirma Sachers und Gärtner mit einem Kostenaufwand von 149775 Gulden eine Synagoge im Frührenaissance-Stil erbaut. Sie wurde am 24. September 1889 im Beisein der Spitzen der Behörden, des Militärs und der katholischen und evangelischen Geistlichkeit eingeweiht. Die Vorderfront war mit einem Kuppelbau gekrönt. Das Innere umfasste einen langen Betsaal. Der in der Verlängerung befindliche Anbau enthielt außer Nebenräumen einen Winterbetsaal und im ersten Stock einen großen Sitzungssaal. Die Orgel stammte ebenfalls von der Firma Rieger in Jägerndorf.

Der letzte Rabbiner, seit 1892 hier tätig, war Prof. Dr. Emil Hofmann aus Kecskemet. 1938 wurde die Synagoge ein Raub der Flammen.



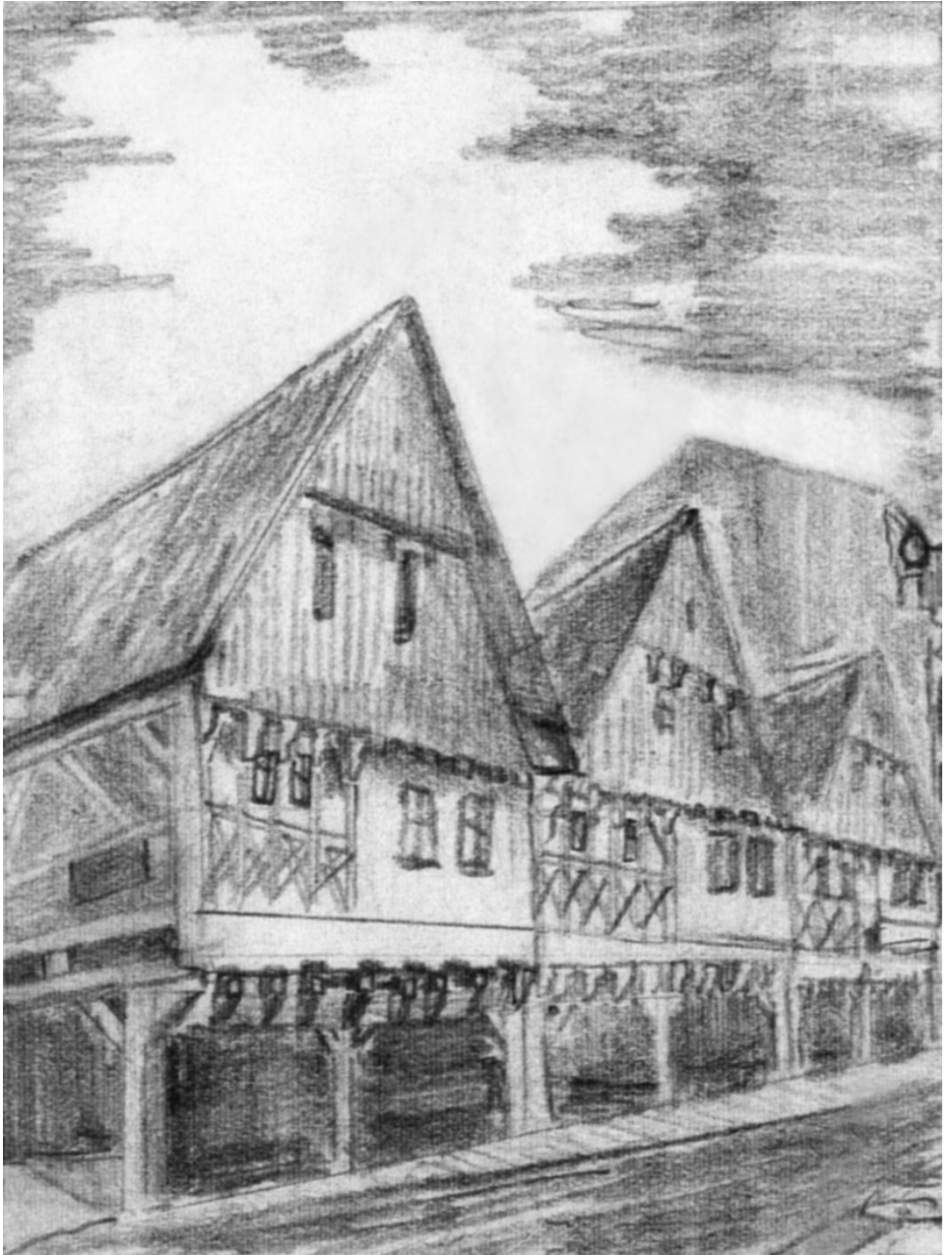
Bauernhaus unterm Jeschken



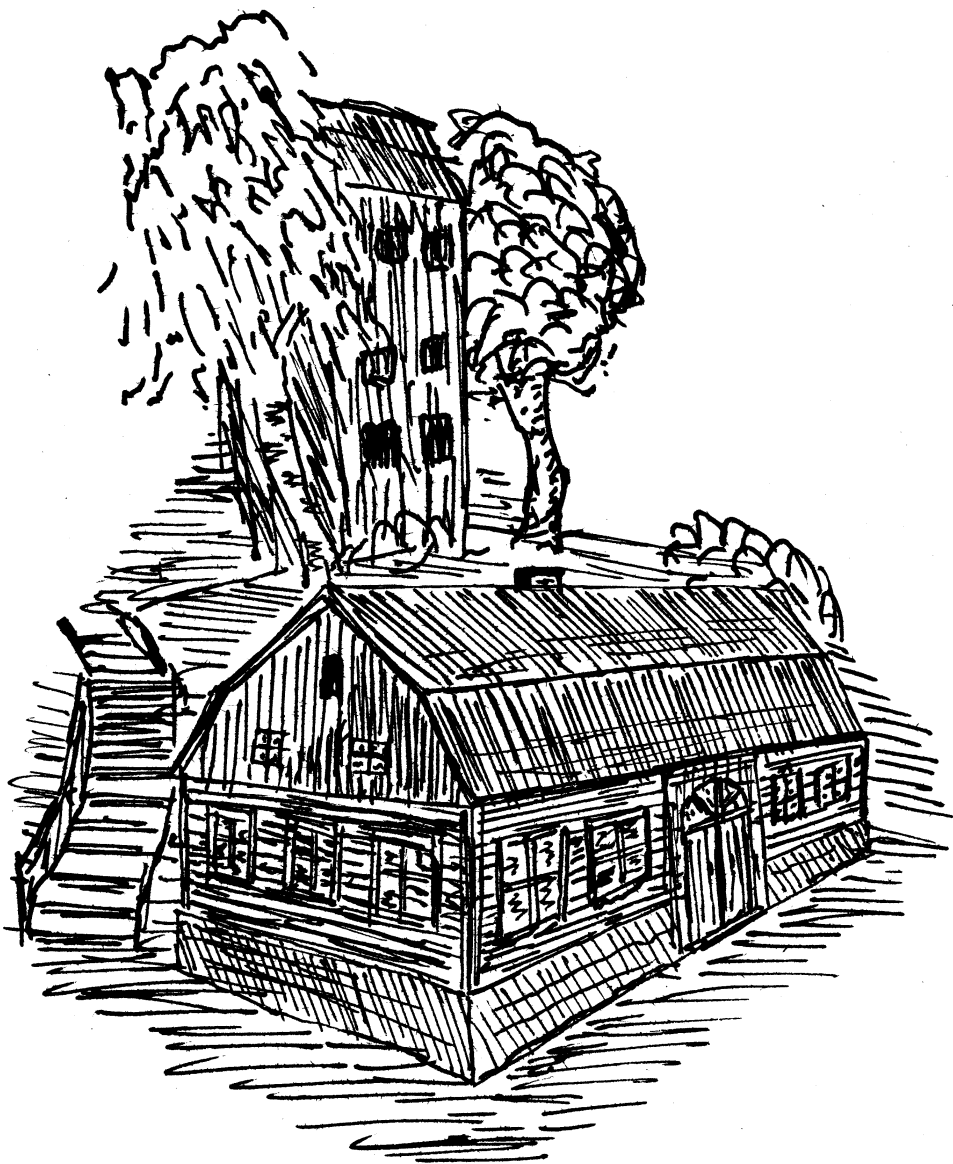
Blick von der Liebigwarte auf die Stadt, die Talsperre und den Jeschken



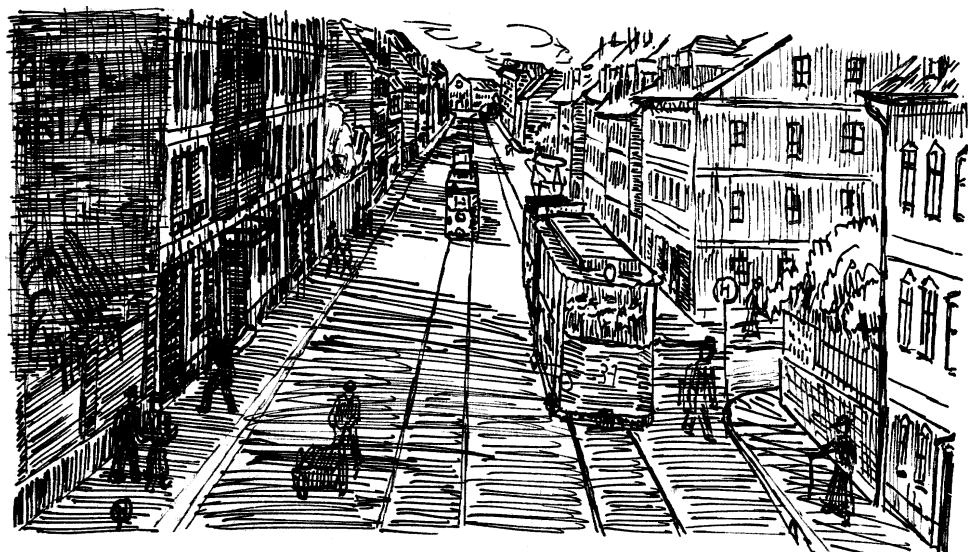
Auf dem Markt in „Alt Reichenberg“



Schwarze Lauben in der Windgasse



Das Beuerhäusel im alten Ejlchen



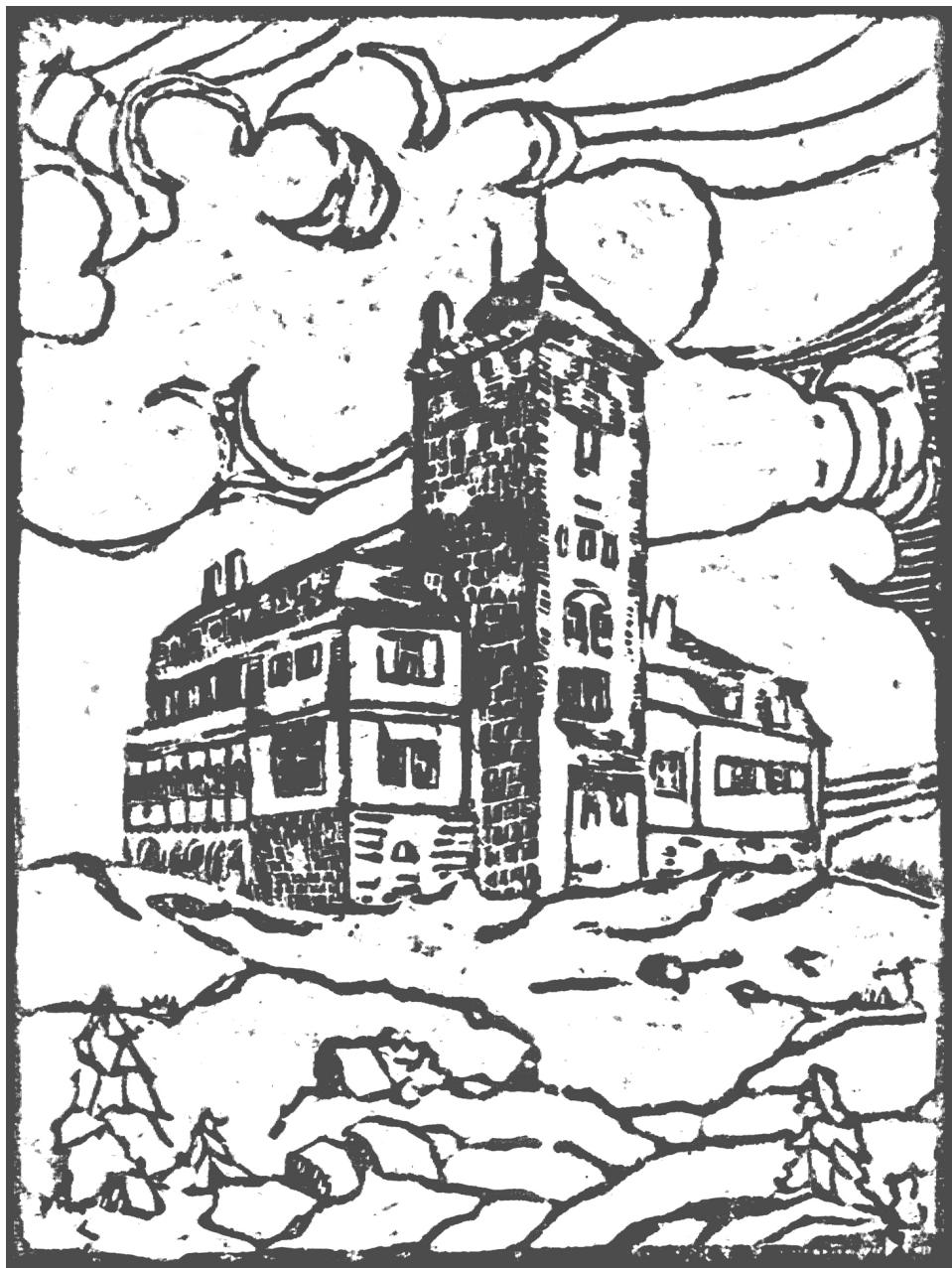
Die Bahnhofstraße



Der Tuchplatz



Rathaus und Prometheusbrunnen



Das neue Jeschkenhaus (Linolschnitt)